

6 Falldarstellung Celina Schweizer

Wechselspiel aus Abbrüchen und Widerstand

6.1 Rekonstruktion biographischer Ereignisse – Biographisches Kurzporträt

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Celina Schweizer 28 Jahre alt. Sie wird Mitte der 1980er-Jahre in einer Großstadt in der Schweiz geboren. Vier Jahre später bekommt sie eine jüngere Schwester, bei deren Geburt es zu Komplikationen kommt. Ab diesem Zeitpunkt verbringt Celina Schweizer viel Zeit bei ihrer Großmutter. Im Kindergarten wird sie von der Kindergärtnerin als »zu ruhig« eingeschätzt, und diese sieht einen Bedarf an psychologischer Unterstützung, wogegen sich ihre Mutter aber wehrt. Zwischenzeitlich bekommt Celina Schweizer noch einen Bruder, der mit einem Herzproblem auf die Welt kommt. Die Schulzeit ist für Celina Schweizer mit Problemen verbunden. Diese bestehen einerseits auf der Peer-Ebene, da sie täglich »verschlagen« wird durch eine Mitschülerin, andererseits auf der SchulEbene, da sie von den Lehrpersonen bei Prüfungen teilweise »vergessen« wird, was sie sich damit erklärt, dass sie damals recht ruhig war.

Als Celina Schweizer neun oder zehn Jahre alt ist, verlässt ihr Vater die Familie. Kurz darauf stirbt ihre Großmutter, und in der Folge kümmert sie sich viel um ihre Geschwister. Im Alter von 15 Jahren kommt sie wegen eines geplatzten Blinddarms ins Krankenhaus. Im Krankenhaus weigert sie sich, wieder zurück nach Hause zu gehen. Dies begründet sie damit, dass sie im Krankenhaus die Erfahrung machen konnte, wie es ist, umsorgt zu werden. Sie kommt daraufhin in eine Beobachtungsstation. Nach einer Zeit der Abklärung dort wird aus institutioneller Sicht kein Grund für einen Heimaufenthalt bei ihr gesehen, und sie soll wieder zurück nach Hause gehen. Dagegen wehrt sich Celina Schweizer, sodass sie in eine Einrichtung kommt, die als Durchgangsstation konzipiert ist. Dort bleibt sie ungefähr vier Monate, dann soll sie erneut nach Hause geschickt werden. Auch gegen diese Entscheidung leistet Celina Schweizer Widerstand und kommt in der Folge in die dritte Einrichtung, wieder eine Beobachtungsstation. In dieser Beobachtungsstation bleibt sie ein halbes Jahr und wechselt schließlich in die Wohngruppe des Zentrums Storchengasse. Da sie zwischenzeitlich nicht mehr die Schule besucht,

wird ihr von den Professionellen der Wohngruppe nach einer gewissen Zeit als Bedingung gestellt, dass sie sich, um in der Einrichtung bleiben zu können, um eine Tagesstruktur kümmern muss. Daraufhin besucht sie ein Motivationssemester.¹ Verbunden mit dem Wechsel in die stationäre Jugendhilfe beschreibt sie den Beginn von Alkohol-, Haschisch- und Kokainkonsum.

Mit 18,5 Jahren beschließt sie, aus der Einrichtung auszuziehen, und findet auch schnell eine eigene Wohnung. Am Anfang lebt sie in dieser Zeit von der Sozialhilfe und macht ein Berufsintegrationsprojekt, das sie aber verlassen muss, weil die Institution sie wegen ihres Drogenkonsums ausschließt. Schließlich findet sie eine Ausbildungsstelle zur Pflegeassistentin. Die Ausbildung schafft sie knapp, und in der Endphase der Ausbildung fängt sie eine Therapie an. Nach dem Abschluss der Ausbildung bekommt sie in dem Spital, in dem sie die Ausbildung absolviert hat, noch für zwei Monate eine Anstellung.

Infolge einer Fußoperation ist sie sieben Monate arbeitsunfähig. Anschließend bekommt sie eine befristete Anstellung in der Gemeinde Q in einem Spital. Während dieser Zeit muss sie erneut am Fuß operiert werden. Danach beginnt sie eine neue Stelle in einem Seniorencentrum, erhält allerdings nach einem halben Jahr eine Kündigung. In der Folge erleidet sie eine Krise und geht 2010 das erste Mal in die Psychiatrie. Im selben Jahr nimmt sich eine Kollegin das Leben, mit der sie gemeinsam im Heim war. Es folgen mehrere Aufenthalte in der ambulanten und stationären Psychiatrie.

Nach einer eineinhalb Jahre langen Arbeitspause arbeitet sie – begleitet durch die Invalidenversicherung (IV)² – in einem Tagespflegeheim für ältere Menschen. Parallel dazu läuft ein Abklärungsprozess, wie sie nach der langen Krankheitsphase wieder den Einstieg in den Beruf finden kann. Mit der Unterstützung der Chefin in dem Tagespflegeheim entsteht die Idee, eine Weiterbildung zur Aktivierung von älteren Menschen zu absolvieren. Nach einem Praktikum und der Zusage der Invalidenversicherung (IV) zur Finanzierung der Weiterbildung fängt sie im Alter von 27 Jahren damit an. Zum Zeitpunkt des Interviews besucht sie diese Weiterbildung noch bis zum Ende des Jahres. Sie formuliert, dass sie momentan unsicher sei, ob sie in dem Beruf bleiben wolle.

-
- 1 Motivationssemester sind Arbeits- und Bildungsprogramme auf der Grundlage des Arbeitslosen- und Insolvenzversicherungsgesetzes (AVIG) für Jugendliche im Alter zwischen 15 und 25 Jahren, die nach Abschluss der obligatorischen Schulpflicht keinen Ausbildungsplatz gefunden oder eine Ausbildung abgebrochen haben (vgl. Schaffner 2008, S. 204 f.; vgl. Zysset 2014, S. 29).
 - 2 Die Invalidenversicherung (IV) ist eine gesamtschweizerische obligatorische Sozialversicherung. Sie bietet u. a. berufliche Eingliederungsmaßnahmen für Personen, die als körperlich, psychisch oder geistig eingeschränkt markiert werden. Auf der Grundlage der gesetzlichen Regelungen der Sozialversicherung werden damit also Invaliditäten bzw. >Behindern< definiert, die den Zugang zu den Leistungen der IV ermöglichen (vgl. Nadai 2017, S. 113).

6.2 Anbahnung des Interviews und Reflexion der Interviewsituation

Anbahnung Interview

Meine erste Anfrage an Celina Schweizer erfolgt per SMS. In ihrer Antwort unterstreicht sie ihre Bereitschaft, ein Interview zu geben. Da ihr aber zum Zeitpunkt der Anfrage ein Krankenhausbesuch bevorsteht, ist sie nicht sicher, wann das Interview durchgeführt werden kann. Auf Details ihres Krankenhausbesuches geht sie nicht ein. Nach drei Wochen treffen wir uns schließlich. Als Ort für das Treffen wählt sie die Hochschule aus.

In den Nachrichten wird zweierlei deutlich: Zum einen steht für Celina Schweizer von Anfang an ihre Operation im Zentrum und damit verbundene eventuelle Einschränkungen. In der Folge der Operation ist sie länger krankgeschrieben als geplant, und sie wirkt unsicher, wann sie das Interview durchführen kann, weil unklar ist, wie die Genesung verläuft. Zum anderen wird auf Seiten der Interviewerin ein Bemühen deutlich, einen Termin zu finden und gleichzeitig Verständnis zum Ausdruck für die krankheitsbedingten Verzögerungen zu bringen und keinen Druck aufzubauen. Eine Kommunikation über das Forschungsprojekt oder die Form des Interviews findet auch hier, wie in der Mehrheit der Vorgespräche, nicht statt. Vielmehr nimmt Celina Schweizer die Informationen zur Kenntnis und fragt nicht weiter nach.

Reflexion Interviewsituation

Das Interview mit Celina Schweizer war stark durch die problemorientierte Darstellungsweise der Biographin geprägt. In meiner Rolle als Interviewerin war ich hierbei in der Interviewsituation mit der Frage beschäftigt, inwiefern die Erzählung eventuell zu belastend wäre für Celina Schweizer.

Der Eindruck der hohen Belastung steht auch im Zusammenhang mit dem Erzählstil der Biographin. Dieser ist eher stockend und voller Pausen, in denen ich als Interviewerin versuchte, durch parasprachliche Signale die Erzählerin darin zu unterstützen, weiterzuerzählen. Die problemorientierte Interviewsituation verstärkte sich dadurch, dass die Erzählerin in Bezug auf ihre Biographie stark institutioneller Macht unterworfen war und ist und sie wiederkehrend von Ausschlusserfahrungen durch Institutionen berichtete. Die Handlungsspielräume von Celina Schweizer erschienen mir in der Interviewsituation sehr gering. In mir wurde durch die zahlreichen Abbrüche und die deutlich werdende institutionelle Dominanz ein Gefühl von großer Ungerechtigkeit ausgelöst.

In der Folge des Interviews entstand in mir auch die Frage, inwiefern das Format des biographisch-narrativen Interviews nicht auch eine Zumutung sein kann, da damit die Aufforderung verbunden ist, sich auch an teils sehr belastende Erfahrungen zurückzuerinnern (vgl. Rosenthal 2002). So nahm ich eine Lähmung der

Biographin wahr in Bezug auf die Ereignisse, die ihr widerfahren waren. Deshalb fragte ich auch im Nachfrage teil gewisse Aspekte nicht mehr vertiefend nach, sondern versuchte, weniger belastende Themen anzusteuern. Die reflexive Beschäftigung mit meinen Ambivalenzen hinsichtlich des Interviewverlaufs will ich im Folgenden etwas ausführen, da damit auch ein wichtiger Erkenntnisprozess verbunden war.

Nach dem Interview war ich zunächst unsicher, in welcher Form ich dieses in meiner Auswertung berücksichtigen würde. Mein erster Impuls war es, mich davon aufgrund der Aneinanderreihung an problemorientierten Ereignissen in der biographischen Erzählung zu distanzieren. Dies unter anderem auch deshalb, weil das Anliegen meiner Untersuchung ist, auf widerständige und handlungsfähige Momente zu fokussieren, wofür dieser Fall zumindest auf den ersten Blick nicht so viele Anknüpfungsmöglichkeiten bot. Jedoch wurde auf der Ebene des theoretischen Samplings und der kontrastierenden Betrachtung deutlich, dass der Fall ein Kontrastfall in meinem Sample darstellt, da gerade die hohe Problemorientierung und die teilweise resignativ wirkende Haltung der Erzählerin den Ereignissen gegenüber sich von den anderen Fällen unterscheiden. In den anderen Biographien dominieren sehr viel stärker normalisierende Darstellungsweisen. Dabei werden zumindest vordergründig mehr Handlungsfähigkeit sichtbar und auch Gelegenheiten, in denen die Erzähler*innen trotz belastender Erfahrungen Spielraum und Möglichkeiten für sich sehen, ihre Biographie zu gestalten. Vor diesem Hintergrund ist der Fall von Celina Schweizer ein Kontrastfall in meinem Sample, bei dem eine spezifische Ausprägung sichtbar wird.

Ein weiterer Grund für eine tiefergehende Analyse des Falles war die Überlegung, ob nicht mein erster Impuls, mich nicht intensiv damit beschäftigen zu wollen, genau auch das reproduziert, was sich schon in der Erzählung als Muster zeigt: Nämlich die Erfahrung der Biographin, zurückgewiesen zu werden, in ihren Erfahrungen nicht ernst genommen zu werden und Ausschluss zu erfahren. Auch diese Überlegungen führten dazu, dass ich den Fall intensiv ausgewertet habe.

In der weiteren Analyse und Beschäftigung mit dem Interview wurde auch deutlich, dass die von mir sehr stark wahrgenommene resignative Haltung der Biographin ihrer Geschichte gegenüber so auch nicht durchgängig in der Erzählung vorhanden ist und es Aspekte gibt, in denen die Erzählerin durchaus Handlungsfähigkeit zeigt. In der Interviewsituation selbst lag aber, wie bereits erwähnt, mein Fokus stark auf der Problemorientierung und der Lähmung, die für mich in der Biographie zum Ausdruck kamen. Dieser Eindruck kann auf die Konstruktionsweise der Biographie als »sad story« zurückgeführt werden, die dazu führt, dass beim Zuhören das Gefühl von großer Ungerechtigkeit ausgelöst wird, was der Erzählerin alles widerfahren ist.

Wie in der Darstellung hier sichtbar wird, habe ich als Forscherin mit diesem Interview einen starken Prozess der Auseinandersetzung durchlaufen, der

sich durchaus auch als weiterführend erwies. In der Analyse zog ich meine Abwehr immer wieder reflexiv heran, hinterfragte aber gleichzeitig auch kritisch, was davon in der Interpretation wirklich haltbar wäre. Weiterhin entwickelte ich durch die analytische Beschäftigung auch eine Distanz zu dieser ersten Reaktion und beschäftigte mich mit der Frage, welche Funktion diese Art zu erzählen haben kann. Darüber hinaus bearbeitete ich den Fall in unterschiedlichen Kontexten in Forschungswerkstätten, um verschiedene Perspektiven miteinzubeziehen und um meine Interpretationen und meine Involviertheit infrage zu stellen.

6.3 Konstruktion der Biographie – Übersicht Interviewverlauf

Das Interview mit Celina Schweizer dauerte eine Stunde und 22 Minuten, die Haupterzählung 23 Minuten. Die Biographie ist stark beschreibend und orientiert sich an lebenslaufbezogenen Stationen. Im Zentrum können als Struktur und roter Faden ihre ›Hilfebiographie‹ betrachtet werden und wie sie trotz laufender Ausschlusserfahrungen bei gleichzeitigen großen Problemen und Herausforderungen immer wieder um Normalität im Sinne von Teilhabe ringt. Unter Hilfebiographie wird hier eine Darstellung ihrer Erfahrungen mit unterschiedlichen Institutionen des Hilfesystems verstanden, die ihr auch die Struktur für die Konstruktion ihrer Biographie geben. So stellt sie ihre ersten Erfahrungen mit dem Hilfesystem im Kindergarten dar, den Kontakt mit der Jugendhilfe, der Psychiatrie und der IV-Beratung. Bereits in der Erzählpräambel »ähm (1) ja, ich bin als älteste Tochter geboren, also (.) //ja/// die Erste, (.) //ja ja/// (2) äh::m (.) ja am Anfang von meiner Zeit (1) ist eigentlich alles okay gewesen« (1; 21-23) kündigen sich belastende Ereignisse im weiteren Verlauf an. Sie beschreibt danach ihre Kindheit und Schulzeit und wie es dazu kam, dass sie in die stationäre Jugendhilfe ging. Die nächste Etappe ihrer biographischen Erzählung ist die Darstellung von Platzierungen in unterschiedlichen Einrichtungen und wie sie um die Anerkennung ihres Hilfebedarfs kämpft. Ihre schulischen und beruflichen Übergänge stellt sie dabei verwoben mit ihrer Hilfebiographie dar, wobei hier ein hoher Problemfokus besteht.

Die dominante Darstellungsweise der Berichte folgt dem chronologischen Verlauf, abgesehen von ein paar wenigen Rückblenden. Durch den beschreibenden Erzählstil ist die Erzählung sehr dicht, und es folgt die Darstellung zahlreicher Erfahrungen des Ausschlusses, die die Biographin bewältigen muss. Insgesamt überwiegt in der Darstellung das Agieren von anderen, und die Erzählerin gibt wenige Einblicke in ihre Lebenswelt, ihre Gedanken und Gefühle. Neben Menschen und Institutionen, denen sie unterworfen ist, spielt ihr Körper eine bedeutsame Rolle, wobei auch hier ein Gefühl des Ausgesetzteins überwiegt. Dies zeigt sich insbesondere in Bezug auf die Fußoperationen, die dann auch zum vorübergehenden Ausschluss aus dem Arbeitsleben führen. Am Ende ihrer Geschichte bringt sie Un-

sicherheit zum Ausdruck und bilanziert: »ja ich habe sehr viele Selbstzweifel mit mir [...] ja und jetzt bin ich da« (32, 274-275). Celina Schweizer spannt so einen Bogen von einer Zeit am Anfang ihres Lebens, als noch alles in Ordnung war, in die Gegenwart, in der sie Selbstzweifel hat und vieles mit Blick in die Zukunft offen ist. Zwischen diesen beiden Punkten entfaltet sie eine Geschichte, in der sie mit vielen Problemen und Herausforderungen konfrontiert ist und ein starkes Ringen von ihr um Teilhabe und Normalität sichtbar wird.

6.4 Feinanalyse der Anfangssequenz – Rahmungen Interviewsituation

Interviewvorbereitungen und Regieanweisungen

I: Gut, dann mache ich das an, (.) und das auch, (2) so (.) () ((schlechte Akustik))
 (2) und (3) haben Sie dazu: (1) das sieht nicht (1) gut aus (.) da nehme ich eine neues
 Glas ((leicht lachend)) (1) aber (.) zu dem: (2) Forschungs- (.) projekt (2) noch eine Frage
 ((schenkt Wasser ein))

C: Nein im Moment nicht,

I: °Mmh (.) mmh (ja)° (1) (1;1-6)

Mit dem Beginn der Aufnahme verbalisiert die Interviewerin ihre Tätigkeit des Aufnahmegerät-Einschaltens. Dies scheint auch eine Markierung für den baldigen Beginn des Interviews zu sein. Die Aufnahmegeräte können hier als weitere Akteure der Gesprächssituation betrachtet werden, und deren Anwesenheit unterstreichen die Differenz zu anderen Gesprächssituationen. Nach kurzen Pausen und unverständlichen Worten setzt die Interviewerin offensichtlich dazu an zu fragen, ob noch Nachfragen bestehen, bricht das dann aber ab, um sich noch um ein Glas zu kümmern. Das deutet darauf hin, dass parallel zum Einstieg ins Interview noch Vorbereitungen getroffen werden. Nach einem kurzen Innehalten fährt sie fort, beendet den Satz und fragt, ob Celina Schweizer zum »Forschungsprojekt« noch eine Frage habe. Damit greift sie auf eine abstrakte Kategorie zurück, die für sich genommen inhaltslos wirkt. Durch den Bezug zur Forschung wird allerdings auf eine Instanz Bezug genommen, die das Vorhaben der Forscherin rahmt und auch als Legitimierung ihres Handelns im Interview verstanden werden kann. Mit der Bezugnahme auf die Wissenschaft ist es möglich, Situationen wie die des biographischen Interviews zu rechtfertigen und damit verbundene Anforderungen an die Interviewte durch die Berufung auf das Wissenschaftssystem zu legitimieren.

Nach dem Abschluss der Frage fährt die Interviewerin mit den Vorbereitungen für das Interview fort und schenkt Wasser in Gläser ein. Die Interviewte verneint die Frage und konkretisiert, für den Moment keine Frage zu haben. Potenziell können also aus ihrer Sicht zu einem späteren Zeitpunkt durchaus noch Fragen auf-

tauchen. Mit der Antwort kommt auch zum Ausdruck, dass für sie alles soweit in Ordnung ist und das Interview starten kann.

C: Danke,

I: ((Schließt die Flasche)) hole ich noch ein Glas, (2) ((stellt Flasche hin)) ((9)) ((leichte Geräusche im Hintergrund)) also (4) das(.) ähm (3) ist auch ein bisschen (1) ((schenkt sich Wasser ein)) vielleicht auch ungewohnt(.) diese(.) Form von Interview also ich werde im ersten Teil::: quasi(.) ((schließt die Flasche)) nur zuhören(.) //okay/// und Sie: (1) erzählen(.) mir Ihre Geschichte: und(.) fangen da irgendwie(.) ((stellt Flasche ab)) ganz (1) früh auch an,(.) und dann in=einem zweiten Teil(.) stelle ich dann noch mal Nachfragen wenn Sie erstmal //okay/// soweit alles (1) erzählt haben (1; 7-15)

Nun bedankt sich die Interviewte für das Wasser. Die Interviewerin verlässt nochmals kurz den Raum, um ein weiteres Glas zu holen, und fährt dann fort mit der inhaltlichen Vorbereitung auf das Interview. Es folgen Regieanweisungen und Instruktionen für das Interview. Die Interviewerin nimmt vorweg, dass das Interview in seiner Form ungewöhnlich sein könne. Damit macht sie auf eine Gesprächssituation aufmerksam, in der die Interviewte erzählt und gestaltet und die Interviewerin nur zuhört und keine Fragen stellt. Implizit wird hier als Vergleichshorizont eine dialogische Gesprächssituation von Alltagsgesprächen herangezogen, die als gewöhnliche Form markiert und von der Interviewsituation abgegrenzt wird. Das kann einerseits als Versuch der Entlastung gelesen werden. Andererseits werden dadurch bereits vorab potenzielle Irritationen benannt und damit ins Zentrum gerückt, bevor diese aufgetreten sind. Dies kann möglicherweise Konsequenzen für den Aufmerksamkeitsfokus der Interviewten haben.

Weiterhin wird in der Darstellung des Formats des Interviews noch auf verschiedene Teile des Interviews hingewiesen sowie auf die Rollenverteilung zwischen Interviewerin und Erzählerin. In diesen Regieanweisungen wird zweierlei deutlich: Auf der einen Seite zeigt sich in Bezug auf die Rollen eine Machtverteilung, in der die Interviewerin die Regeln für das Interview vorgibt und genau bestimmt, was sie in welchem Teil von der Interviewten erwartet. Auf der anderen Seite eröffnet die Interviewerin damit aber auch insbesondere im ersten Teil einen Raum, der von der Interviewten frei gefüllt werden soll mit ihrer Geschichte und in dem die Interviewerin eine Rolle als Zuhörerin einnimmt. Nach diesen Vorbereitungen und Regieanweisungen leitet die Interviewerin zum Erzählimpuls über.

Erzählaufforderung

I: und dann(.) würde ich doch sagen dann(.) fangen wir(.) an,(.) //mmh/// und (2) dann(.) würde ich Sie bitten dass Sie sich noch mal(.) so zurückerinnern (1) Ihre Geschich-

te: (.) *was* (.) *alles war* (.) *wie eins zum anderen ka:m und* (1) *wie* (.) *ja, bis heute*: (.) *bis Sie eben auch hier*, (.) *bei mir heute sitzen*; (1) //*okay*//(.) *ja*, (.) (1; 15-18)

Nun wird eine Überleitung mit »*und dann*« vorgenommen, in der die Erzählaufforderung folgt. Die Interviewerin spricht hier einmal aus der ersten Person und gibt in höflicher Formulierung qua Konjunktiv das Zeichen zum Beginn. In Bezug auf den Anfang bildet sie hingegen eine Gruppe aus Interviewerin und Interviewter durch die Formulierung »*fangen wir* [...]«. Mit dem »*wir*« baut sie eine Brücke zur Interviewten und adressiert diese direkt mit der Bitte, sich nun zurückzuerinnern. Dies stellt eine Aufforderung an die Interviewte dar, gedanklich den Weg in die Vergangenheit aufzunehmen und »*Ihre Geschichte*« zu erzählen und »*irgendwie ganz früh*« anzufangen. Die Bezeichnung der Geschichte mit dem Pronomen »*Ihre*« legt nahe, dass es so etwas wie eine individuelle und gleichzeitig auch persönliche Geschichte gibt. Ergänzt wird das noch mit einem Hinweis an den Zeitpunkt, an dem die Geschichte starten soll, der einerseits spezifiziert wird mit dem Hinweis, »*früh*« anzufangen, andererseits auch wieder geöffnet wird mit dem »*irgendwie*«, wodurch eine gewisse Vagheit in Bezug auf den Startpunkt der Erzählung entsteht. Die Formulierung »*was alles war*« ruft einzelne Ereignisse an, und »*wie eins zum anderen ka:m*« markiert eine Prozessebene von Ereignissen, die nacheinander passieren. Hier scheint das adressierte Subjekt eher weniger an den Ereignissen beteiligt zu sein, sondern es widerfahren ihm Dinge. Es drückt sich darin auch eine Beschleunigung aus in der zu konstruierenden Geschichte, bei der ein Ereignis nach dem anderen erzählt werden soll. Mit der Konkretisierung »*bis heute*« wird der Endpunkt der Geschichte markiert. Dies konkretisiert die Interviewerin mit der aktuellen Zeit, die sie beide hier gemeinsam im Raum verbringen, denn mit der Formulierung »*hier bei mir sitzen*« wird auf die Gesprächssituation Bezug genommen. Damit wird auch eine auf den konkreten Raum bezogene Nähe zwischen den beiden zum Ausdruck gebracht und dass die Interviewte offensichtlich in einem Raum ist, den die Interviewerin für sich beansprucht. Die körperliche Haltung des Sitzens wird auch bildlich angerufen. Die Formulierung »*hier bei mir sitzen*« erinnert an psychotherapeutische Situationen und kann dadurch auch nochmals die Rahmung über die Institution der stationären Jugendhilfe verstärken, weil das Setting eventuell Assoziationen bei der Biographin auslöst.

In der Anfangssequenz mit Regieanweisungen und Erzählaufforderung zeigen sich ungleiche Rollen zwischen Interviewerin und Interviewter. Bis hierher dominiert und strukturiert die Interviewerin das Interview und die Interviewte reagiert zustimmend an Stellen, an denen sie explizit von der Interviewerin aufgefordert wird. Dadurch, dass die Nachfragemöglichkeit zum Interview eher abstrakt angeboten wird durch die Formulierung »*Fragen zum Forschungsprojekt*«, verstärkt sich die Dominanz der Interviewerin noch, da es nur schwer möglich erscheint, eine Frage dazu zu stellen. Die Interviewerin verortet dadurch das Vorhaben im Sys-

tem der Wissenschaft, das potenziell von der Lebenswelt der Interviewten weit weg ist. Die Erzählaufforderung und Regieanweisungen werden u. a. durch Konjunktive (»würde ich doch sagen [...] würde ich Sie bitten«) bzw. unbestimmte Adverbien (»irgendwie ganz früh«) abgemildert. Gleichzeitig sind aber die Aufforderungen und Ansprüche an die Interviewte klar formuliert, sodass diese Formulierungen im Konjunktiv auch gedeutet werden können als eine Verschleierung der ungleichen Positionen in der Interviewsituation und die mit dem Interview verbundenen Zumutungen und Anforderungen.

Bestätigende Wiederholung »ganz früh« und »alles«

C: *Ja, (.) alles ganz früh soll ich anfangen (1)*

I: *Ja (.) (2/3; 19-20)*

In dieser Sequenz stimmt die Biographin zunächst dem Auftrag zu erzählen zu, indem sie diesen bestätigt. Dann wiederholt sie zwei Aspekte aus der Erzählaufforderung (»alles« und »ganz früh«) und markiert durch das »soll ich anfangen«, dass sie diese als einen Auftrag liest. Die in der Eingangssequenz interpretierte Machtdifferenz wird hier von ihr bestätigt, denn sie akzeptiert den Auftrag durch die Interviewerin und versucht, diesen zu erfüllen. Ob die beiden Aspekte, die sie wiederholt, besondere Herausforderungen darstellen oder ob diese ihr zentral erscheinen, bleibt unklar. Das Wiederholen von Aspekten aus der Erzählaufforderung könnte auch die Funktion haben, sich noch etwas Zeit zum Nachdenken zu verschaffen, dabei aber auch schon die Zustimmung zum Ausdruck zu bringen. Die Interviewerin bestärkt die Biographin, dass diese das richtig verstanden habe, und verleiht damit auch der eigenen Erzählaufforderung nochmals Nachdruck.

6.5 Biographie bis zur Jugendhilfe – »Ja am Anfang von meiner Zeit ist eigentlich alles okay gewesen«

Erzählauftakt – Verortung im Rahmen von Normalität

Ha, (.) ((leichtes Lachen)) (.) ähm (1) ja, ich bin als älteste Tochter geboren, also (.) //ja// die Erste, (.) //ja ja// (2) äh::m (.) ja am Anfang von meiner Zeit (1) ist eigentlich alles okay gewesen, (.) (4;21-23)

Als Erzählauftakt für die eigene Biographie wählt Celina Schweizer ihre Geburt und verbindet diese mit der Information, als älteste Tochter geboren zu sein. Evaluativ schätzt sie diese Phase in ihrer Kindheit, die sie mit »am Anfang von meiner Zeit« bezeichnet, als »eigentlich alles okay« ein. Durch die Formulierung »eigentlich« wird der

positive Aspekt des Adjektivs »*okay*« eingeschränkt. Die Hervorhebung, dass es sich um eine Phase handelt, lässt erwarten, dass es später eine andere Zeit geben wird, die sich von dieser unterscheidet. Als Motto wird der enge Zusammenhang ihrer Geschichte mit der Konstellation in der Geschwisterreihenfolge erkennbar. Weiterhin kündigt sie eine Geschichte an, die am Anfang zumindest »*ganz okay*« war und sich dann verändert. Es ist zu erwarten, dass die angekündigten Veränderungen eher problematisch sein werden.

Durch diese zeitliche Einschränkung des relativ positiven biographischen Auf-
taktes kündigt sich bereits eine Fallhöhe in der Biographie an. Gleichzeitig nimmt sie durch die Inanspruchnahme einer gewissen Zeit in ihrem Leben als »*okay*« Be-
zug zu normativen Vorstellungen einer schönen Kindheit und schafft durch diese Art der Eröffnung eine Verortung von sich in einem Rahmen von Normalität. Au-
ßerdem scheint sich durch die Relativierung der positiven Charakterisierung der Phase und durch den impliziten Hinweis auf Veränderungen in der Art der Formu-
lierung auch ein Herausfallen aus dem normativen Rahmen einer unbeschwerten Kindheit bereits anzukündigen.

Geburt der Schwester – »Dann [...] bin ich mehrheitlich abgeschoben worden zu meiner Großmutter«

meine Schwester ist dann vier Jahre später gekommen, (.) //ja// (.) ja: dann ist es dann schon so gewesen bin ich mehrheitlich abgeschoben worden zu meiner Großmutter weil meine Schwester ist eine Frühgeburt gewesen (.) //mmh// (.) lange im Spital und Komplikationen //mmh// und (.) //mmh// (.) ja dort habe ich mehrheitlich die Zeit beim Großmami verbracht (.) //ja// (2) ja:, (1) (5; 23-27)

Mittels einer Zeitangabe strukturiert sie den Übergang zum nächsten Ereignis: der Geburt ihrer Schwester nach vier Jahren. Sie greift damit den eingeführten Erzählstrang ihrer Rolle als älteste Schwester wieder auf. In der Folge der Geburt ihrer Schwester fühlt sie sich zu ihrer Großmutter »*mehrheitlich abgeschoben*«. »*Abgeschoben werden*« stellt einen Vorgang dar, bei dem jemand von außen an einen anderen Ort verlagert wird und diese Verlagerung gewaltvolle Züge hat. Der Ort, von dem jemand abgeschoben wird, kann auch als angestammter Ort bezeichnet werden. Übertragen auf ihre Erzählung ist in ihrer Darstellung der Ort, an den sie als Kind im Alter von vier Jahren gehört, die Kleinfamilie, und aus dieser Kleinfamilie wird sie herausgenommen und zu ihrer Großmutter gebracht. Sie ist dort nicht dauerhaft, sondern »*mehrheitlich*«, was vermuten lässt, dass sie immer wieder zu ihr gebracht wird. Verbunden damit ist auch, dass ihr etwas genommen wird, was ihr eigentlich zustehen würde – nämlich Zeit mit ihren Eltern zu verbringen und von ihnen umsorgt zu werden. Weiterhin bezeichnet sie ihre Großmutter liebevoll als

»Großmami«, bei der sie »Zeit verbracht« hat, was etwas widersprüchlich zur Formulierung der »Abschiebung« klingt.

Zusammengefasst wird in dieser Sequenz deutlich, dass sie sich von ihren Eltern aus dem Zusammenhang der Kernfamilie ausgestoßen fühlt und dies als unangemessen beurteilt, allerdings ohne die Eltern als Akteur*innen, die sie zur Großmutter bringen, zu benennen oder auch ihre Perspektive zu explizieren. Gleichzeitig zeigt sich eine emotionale Beziehung zu ihrer Großmutter. Celina Schweizer stellt ihre frühe Kindheit epochal gerafft dar und handelt diese ohne erzählende Elemente beschreibend ab.

Erfahrungen in Schule und Kindergarten – »Ich bin ein relativ immer ein se::hr (.) ruhiges Kind gewesen also zu ruhig für (.) die Kindergärtnerin«

dann ich komme ich dann langsam in die Schule, (2) ich bin ein relativ immer ein se::hr (.) ruhiges Kind gewesen, (.) //ja// (.) also zu ruhig, (.) //ja// für (.) die Kindergärtnerin, (.) //he// (2) ja, (.) sodass sie mich haben zu einem Psychologen schicken wollen, (.) //mmh// (.) aber meine Mami hat dort gesagt gehabt nein braucht sie nicht, (.) //mmh mmh// (1) ja::, (.) //mmh// (2) (6; 27-31)

Hier beschreibt Celina aus einer Beobachterinnenperspektive als nächstes Ereignis den Schulbesuch und macht damit auch eine Angabe zur Erzählstruktur. Sie orientiert sich damit an Lebenslaufvorgaben und schließt die oben angefangene geraffte Beschreibung ihrer frühen Kindheit ab. Die Sequenz ist stark beschreibend dargestellt und nicht in einem Modus des Nacherlebens. Bevor sie weiter über den Schulbesuch spricht, gibt sie eine Selbstbeschreibung von sich selbst als »relativ immer ein sehr ruhiges Kind« ab. Hier wird durch das »relativ« deutlich, dass diese Bewertung eine ist, die im Vergleich mit anderen hergestellt wird, und es dient eine imaginierte Norm dazu, verortet zu werden und sich selbst zu verorten. Die temporale Bestimmung »immer« weitet diese Beschreibung von sich als ruhigem Kind auf verschiedene Situationen und Kontexte aus. Mit der nun anschließenden Rückblende auf eine Episode in die Kindergartenzeit zeigt sich, dass diese normierende Bewertung über Celina Schweizer bereits vor der Schule von der Kindergärtnerin einprägsam hervorgebracht wurde. Der Blick von außen auf Celina erscheint als ein normierender: Mittels der Adressierung »zu ruhig« wird auf defizitorientierte Weise eine Abweichung von einer Norm benannt. Diese imaginierte Norm bezieht sich hier darauf, wie viel ein Kind sprechen sollte, um als »normal« wahrgenommen zu werden. Celina Schweizer wird in der Folge als nicht normal adressiert. Diese Adressierung legt die individualisierende Interpretation nahe: »Mit mir stimmt etwas nicht und ich weiche von der Normalität ab.« Damit verbunden ist auch eine Subjektpositionierung, die aus der Sicht der Kindergärtnerin potenziell durch Expert*innen wie Psycholog*innen Unterstützung notwendig macht, um mit deren

Hilfe an die imaginierte Norm angepasst zu werden. Dies verweist auf die normalisierende Dimension von Hilfe.

In dieser Szene wird ihre Mutter nun erstmals von ihr in der Erzählung explizit benannt und dabei als Akteurin sichtbar, die sich der Einschätzung der Kindergärtnerin widersetzt, dass psychologische Hilfe notwendig sei. Wie sie selbst das Agieren ihrer Mutter aktuell einschätzt oder wie es damals für sie war, bleibt offen. Erkennbar werden hier Erwachsene, die über sie reden und widerstreitende Normalitätsordnungen hervorbringen, was die Subjektpositionierung von Celina Schweizer anbelangt.

Mit Bezug zur heuristischen Perspektive der Subjektivierung zeigen sich in der Szene wirkmächtige Anrufungen durch die Kindergärtnerin, die sie als nicht normal kategorisiert, da sie im Vergleich zur imaginierten Norm der Anderen »zu ruhig« sei. Verbunden mit dieser im institutionellen Kontext hervorgebrachten Kategorisierung durch die Kindergärtnerin ist die Konstruktion von Celina Schweizer als Hilfesubjekt, das mithilfe einer Psycholog*in an der festgestellten Abweichung arbeiten soll. In ihrer Erzählung distanziert sie sich einerseits von der Kategorisierung, indem sie diese als Behauptung entlarvt und deren Vagheit benennt, andererseits aber nutzt sie die Kategorisierung als »sehr ruhiges Kind« im Kontext der Schule, um sich selbst zu beschreiben. Dies deutet darauf hin, dass sie sich mit der Kategorisierung auch identifiziert. Auch im weiteren Verlauf des Interviews greift Celina als Selbstbeschreibung und Erklärungsmodell für Herausforderungen ihr »Zu-ruhig«-Sein immer wieder auf. So wird deutlich, wie ihr Blick auf sich selbst bestimmt wird durch Erfahrungen der Zuschreibungen als »zu ruhiges Kind«. Andere Aspekte ihrer Kindheit und ihre Perspektive, wie bspw. ihr Gefühl, abgeschoben zu werden durch ihre Eltern, werden dadurch de-thematisiert. Vielmehr wird an ihr individualisiert die Markierung einer Abweichung vorgenommen.

Übergang in Schule - »Schule ist für mich immer schwierig gewesen«

°und (.) dann° (2) ja, (.) bin ich dann in die Schule gekommen, (3) ähm (2) ja, ist für mich immer schwierig gewesen ein wenig [a kli] die Schule also (1) nicht vom Stoff her sondern einfach weil ich (.) generell mit Erwachsenen nicht geschwätz habe, (.) //mmh mmh// (2) ähm //mmh// (2) ja, (.) mich hat die Lehrerin auch immer vergessen mit den Tests, (1) //mmh// (.) dass sie mir keine Tests ausgeteilt hat und so, (.) //mmh// (4) ja: (.) ähm (1) (6; 31-36)

Thematisch fährt sie hier mit der Schule fort und schließt damit die Rückblicke auf den institutionellen defizitorientierten Blick ab, der im Kindergarten auf sie vorherrschend war. Sie gibt eine bewertende Charakterisierung der gesamten Schulzeit als »für mich immer schwierig« ab, die einerseits umfassend erscheint durch das »immer«, andererseits abgeschwächt wird durch das Nachschieben der Formu-

lierung »a kli« (ein wenig). Nun konkretisiert sie noch zunächst ex negativo, was schwierig war und dass das nicht am Schulstoff gelegen habe. Diese Begründung im Stoff scheint offensichtlich eine Ursache zu sein, die aus ihrer Sicht oftmals in Verbindung mit einer schwierigen Schulzeit steht. Bei sich führt sie hingegen als Begründung an, dass sie »generell« nicht mit Erwachsenen geredet habe. Damit knüpft sie an die im Kindergarten vorgenommene Adressierung als »zu ruhig« an. Eine Begründung dafür, warum sie nicht mit Erwachsenen gesprochen hat, gibt sie nicht. Als weiteres Belegbeispiel für die Schwierigkeiten in der Schule erzählt sie, dass die Lehrerin sie vom zentralen Bestandteil des bewertenden schulischen Alltags ausgeschlossen habe, indem sie sie bei Tests vergessen habe. Dieses Vergessen bringt eine Missachtung von ihr als Schülerin zum Ausdruck. Ähnlich wie bei der Geburt ihrer Schwester, als sie sich von den Eltern abgeschoben fühlt, erfährt sie hier nun erneut wenig Aufmerksamkeit durch Erwachsene und stellt sich als Person dar, die übersehen und vergessen wird.

Sie zeichnet hier ein Bild, in dem sie nicht selbstverständlich in den Institutionen von Familie und Schule dazugehört, und konstruiert sich außerhalb der beiden Institutionen. Die Eltern und ihre Lehrerin, die Repräsentant*innen der Erwachsenengeneration sind, werden in ihrer Darstellung der Verantwortung ihr gegenüber nicht gerecht. Sie erfährt wenig Aufmerksamkeit von ihnen und keine Anerkennung in ihrer Rolle als Kind bzw. Schülerin. In der Darstellung dieser Erfahrungen geht sie wenig auf ihre eigene Perspektive ein und darauf, was sie mit diesen Erfahrungen der Missachtung und des Ausschlusses verbindet, sondern erwähnt nur, dass die Zeit für sie problematisch war. Auch hier scheint die Deutung, nicht das zu bekommen, was ihr als Kind zustehen würde, in ihrer Rekonstruktion der Kindheit zentral zu sein. In der Folge entsteht als Bild, dass sie als Kind Erwachsenen ausgeliefert ist und diese die damit verbundene Rolle nicht verantwortungsvoll ausfüllen.

Gewalterfahrungen im Peerkontext Schule alltägliche Gewalterfahrungen – »Ich bin leider jeden Tag verschlagen worden«

ich bin leider jeden Tag verschlagen worden von einer wo vis-à-vis von uns gewohnt hat, (.) //mmh/// (3) ja, (.) ähm (4) dort habe ich machen können was ich gewollt habe, (1) mit dem Velo in Schule gehen können und dann ist mein Velo kaputt gewesen (2) //mmh/// (.) dann haben sie mich abgefangen (.) und (.) //mmh/// (1) ja, eigentlich jeden Tag so, (.) //mmh/// (3) //mmh/// (2) ja, (2) °wie alt bin ich dort gewesen sieben, (.) acht,° (1) (6; 36-41)

Nun wechselt Celina Schweizer von der sozialen Dimension der Erwachsenen in der Schule auf die Peer-Ebene und beschreibt damit verbundene alltägliche Gewalterfahrungen. Die Formulierung »Veschlagen«-Werden knüpft insofern an die in den

vorigen Sequenzen benutzten Verben des »*Abgeschoben*«- und »*Vergessen*«-Werdens an, als darin auch zum Ausdruck kommt, wie andere etwas mit ihr machen und sie sich deren Handlungen ausgesetzt fühlt und zu deren Objekt wird. Gleichzeitig steht sie hier im Unterschied zu *Vergessen* und *Abschieben* im Zentrum der Aufmerksamkeit der anderen, wenn auch als Zielscheibe von deren Gewalt.

Hier bringt sie im Unterschied zu den Szenen in der Familie und mit der Lehrerin stärker ihre Perspektive ins Spiel. Dabei wird deutlich, dass sie keinen Weg für sich sieht, der Gewalt zu entkommen. Als Belegbeispiel für den Versuch, sich zu wehren, fügt sie an, dass sie bspw. anstelle zu laufen mit dem Fahrrad (Velo) gefahren wäre. Das Beispiel deutet auf eine Situation, in der sie alleine ohne Unterstützer*innen nach einem Ausweg suchen muss. In der Art der Formulierung scheint auch ihre damalige hoffnungslose Perspektive durch. In der Folge verstärkt sich das Bild großer Einsamkeit von Celina Schweizer in ihrer Kindheit, die viel Unrecht erfahren hat und dabei isoliert wirkt. Die ›Täterin‹ hingegen, die direkt gegenüber wohnte, agiert bei den täglichen Übergriffen in einer Gruppe. Sie schließt die Sequenz mit der suchenden Frage ab, wie alt sie damals war, und verortet die Gewalterfahrungen in das Alter von sieben oder acht Jahren. Diese suchende Frage wirkt wie ein Nachdenken aus heutiger Perspektive und führt dazu, sich wieder von den Ereignissen zu distanzieren.

Der Beginn der Schulzeit ist charakterisiert durch Missachtungserfahrungen durch die Lehrerin und auf der Peer-Ebene durch tägliche Übergriffe, denen sie sich nicht entziehen kann. Sie verstärken das Bild der Machtlosigkeit und Einsamkeit, das bereits in der Beschreibung der frühen Kindheit rund um die Geburt ihrer Geschwister entstanden ist. Weiterhin drückt sich in den benutzten Verben aus, dass sie sich im sozialen Kontext zum Objekt gemacht fühlt. Insgesamt dominieren in der Darstellung das Agieren von anderen und der Blick von außen auf sie, der voller individualisierender und problemorientierter Deutungen ist.

Geburt des Bruders - »Er hat auch [...] am Herzen Probleme gehabt«

(1) *ja dann ist mein Bruder auf die Welt gekommen, (5) er hat auch, (1) ist auch eine Frühgeburt gewesen: und (1) ///mmh/// hat auch am Herzen Probleme gehabt (.) ///mmh/// (3) (7; 41-43)*

Verbunden mit einem temporalen Rahmenschaltelelement berichtet sie anschließend vom Ereignis der Geburt ihres Bruders. Nachdem sie beschrieben hat, dass er »*auf die Welt gekommen*« ist, macht sie eine längere Pause von fünf Sekunden. Die Pause und das Schweigen verleihen der Situation eine Schwere, und es scheint, dass die Erinnerung an die Zeit damals für die Biographin nicht ohne Weiteres in Worte fassbar ist. Als Konkretisierung zu dem Ereignis der Geburt ihres Bruders fügt sie an, dass er »*auch*« eine Frühgeburt war und am »*Herzen Probleme*«

hatte, und stellt damit eine Verbindung zwischen ihrer Schwester und ihrem Bruder her. So wirken die beiden Geschwister durch Komplikationen und körperliche Beschwerden bei der Geburt verbunden, und Celina Schweizer steht ihnen alleine gegenüber. Mit diesen Ausführungen bekommt die Eröffnung ihrer Biographie als »älteste Tochter« einen neuen Bedeutungsgehalt, denn sie ist die Älteste von kranken Geschwistern. Im Kontrast zu den beiden Geschwistern wird als Ressource von Celina Schweizer deutlich, gesund zu sein.

Analyse der Konstellation ihrer erwachsenen Bezugspersonen – »Meine Großmami ist eine wichtige:: (.) Bezugsperson für mich gewesen«

*//mmh/// ja meine Großmami ist eine wichtige:: (.) Bezugsperson für mich gewesen, (.)
//mmh/// (1) äh::m (.) sie ist auch jeden Tag bei uns zu Hause gewesen, (.) //mmh/// (.)
weil=das Mami oft nicht da gewesen ist, (.) //mmh/// (.) und (.) ja mein Vater ist damals
auch noch da gewesen, (3) ja:: (.) //mmh/// ähm (.) zu meinem Vater er hat auch immer
geschlagen, (1) //mmh/// ist oft alkoholisiert gewesen (.) //mmh/// (2) hm::: (4)
(8; 43-48)*

Nach der Beschreibung der Geburt ihres Bruders fügt sie nun eine reflektierende analysierende Beschreibung der Beziehungen zu den Erwachsenen in ihrer Familie hinzu. Auffallend ist der Begriff der »Bezugsperson«, den sie zur Beschreibung der Beziehung zu ihrer Großmutter wählt. Darin klingt eine pädagogische, bindungstheoretische Reflexion der Beziehungen an. Durch die Bezeichnung erscheint die Beziehung zu ihrer Großmutter liebevoll und von Vertrauen geprägt. Verbunden mit ihrer Großmutter als Bezugsperson ist auch deren Präsenz zu Hause. Ihre Mutter beschreibt sie hingegen als wenig physisch präsent. Warum sie wenig anwesend war, führt sie nicht weiter aus. Zu ihrem Vater sagt sie, dass er »damals auch noch da« gewesen sei und kündigt damit seinen Weggang an. Nach einer langen Pause ergänzt sie als Information zu ihrem Vater, dass dieser oft von Alkohol berauscht gewesen wäre und »immer geschlagen« hätte. Wie das für sie war, führt sie nicht weiter aus. Auch bleibt offen, gegen wen sich die Gewalt richtete. Durch die Formulierung wird allerdings deutlich, dass er regelmäßig gewalttätig war.

Durch diese kurze Beschreibung ihrer Eltern und die Hervorhebung der guten Beziehung zur Großmutter, die sie als Bezugsperson qualifiziert, entsteht der Eindruck, dass ihre Eltern insgesamt wenig präsent waren und die Verantwortung für die Sorge um Celina Schweizer an die Großmutter delegierten. Die Beschreibungen und die Sprache, die sie hier nutzt, um die Beziehungen zu qualifizieren, deuten darauf hin, dass sie sich mit dieser Zeit bereits reflexiv beschäftigt hat. Ihre Gefühle beschreibt sie hier nicht näher. Nur in der Art, wie sie ihre Großmutter beschreibt, wird eine emotionale Bezugnahme sichtbar.

Sie nutzt abstrakte Formen der Beschreibung ihrer Beziehungen, und ihre Eltern bleiben eher vage in der Darstellung. Vor dem Hintergrund von normativen Erwartungen an Eltern als Verantwortliche für die Erziehung und Sorge ihrer Kinder entsteht durch die Art der Beschreibung implizit eine Kritik an ihnen. Bemerkenswert ist allerdings, dass Celina Schweizer diese Kritik nicht direkt ausspricht oder darauf eingeht, wie es für sie war zu der Zeit. Durch diese beschreibende abstrakte Darstellungsform aktualisiert sie keine konkreten Situationen und schafft so eine Distanz dazu. Die Sequenz endet mit einer sehr langen Pause von vier Sekunden. In dieser Sequenz werden die langen Pausen, die ihre Erzählweise prägen, noch länger, und es entsteht der Eindruck, dass es für sie großer Anstrengungen bedarf, die Geschichte zu erzählen und sich an die damit verbundenen Ereignisse und Phasen ihres Lebens zu erinnern. Durch die Nutzung von pädagogischem Vokabular und der Reflexion der Beziehung zu ihren Eltern und ihrer Großmutter unter der Perspektive von Bezugspersonen verschafft sie ihrer Geschichte Legitimation. Darin wird eine Kompetenz sichtbar, auf die Logiken von Institutionen Bezug zu nehmen und diese auch für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Beschreibung ihrer Freizeitinteressen – Zonen von Normalität – »Ich habe Handball gespielt ich habe Piccolo gespielt«

C: ja:, ich habe dann so (1) nein das ist dann erst mit zehn gekommen (1) ähm (3) ja sonst ist es eigentlich also ich habe Handball gespielt ich habe Piccolo gespielt (1) als Kind, (.) //mmh/// (2)

I: Piccolo, (1) hm

C: Fasnacht, (.) //ah ja ja/// @ (1) @ //ja ja ja (1) ja/// (1) äh::m (5) (9; 48-52)

In der Formulierung drückt sich ein Suchen nach dem weiteren Verlauf in ihrer Biographie aus, und es kommt ihr offensichtlich zunächst ein Ereignis in den Sinn, das sie nun nochmals hintanstellt, um in der Logik des zeitlichen Ablaufes zu bleiben.

Nach einer kurzen Pause geht sie dann auf ihre Freizeit ein und sagt, dass sie »Handball« und »Piccolo« gespielt habe. Neben den nun bereits erwähnten Themen Familie, Schule und Peer-Ebene wählt sie mit dem Freizeitbereich noch einen weiteren Lebensbereich, der normativ in der Lebensphase der Jugend einen relevanten Bereich darstellt. Ihre Erzählung wird einerseits chronologisch und damit durch die zeitliche Abfolge strukturiert, andererseits durch die Orientierung am Lebenslauf und den damit verbundenen Lebensbereichen. Die vorgestellten Hobbies Piccolo und Handball stellen Beschäftigungen dar, die in Vergemeinschaftung mit anderen stattfinden. Darüber, was der Freizeitbereich und auch die soziale Dimension für sie bedeuten, berichtet Celina Schweizer nichts. Vielmehr scheint sie diesen Bereich aber auch wichtig zu finden in der Konstruktion ihrer Biographie.

In dieser Sequenz unterbricht die Interviewerin die Biographin und durchbricht damit den angekündigten Modus ihrer Rolle. In der Nachfrage der Interviewerin wird deutlich, dass sie nicht versteht, was mit Piccolo gemeint ist, weil sie das Wort fragend wiederholt. Die Nachfrage stellt sie in einer kurzen Pause der Erzählerin. Möglicherweise hat sie bereits durch ihre Gestik vorab zum Ausdruck gebracht, dass sie den Begriff nicht versteht. Die Biographin nimmt daraufhin eine Kontextualisierung des Piccolo-Spielens in der Fasnacht vor, woraufhin die Interviewerin mehrfach bestätigt, dass sie nun verstanden habe, was sich dahinter verbirgt. Durch die Intervention der Interviewerin wird der Erzählfluss von Celina Schweizer unterbrochen und es entsteht eine Pause von fünf Sekunden. Den Satz, den sie angefangen hat, führt sie nicht zu Ende.

Schulwechsel und Fortsetzung ihrer Gewalterfahrungen – »Dort hat mich die Kollegin [...] weiter verprügelt«

dann, (5) bin ich dann in die Schule XY gekommen also in die nächste Schule, (.) //ja// (3) ja dort hat mich die Kollegin also (.) ist ja keine Kollegin gewesen die wo mich immer verprügelt hat weiter verprügelt ((leicht lachend)) (1) //mmh// (.) leider (.) also ich bin dann auch nicht mehr gerne in die Schule gegangen, //ja (.) aha// (3) aber eben, (.) man muss halt gehen (.) ((stärkeres Ausschnaufen)) //mmh mmh// (1) ja das Mami hat auch nie wirklich etwas gemacht, (1) //mmh (1) mmh (3) mmh (4) mmh// ah ja (5) (10; 52-58)

Mit dem temporalen Rahmenschaltelelement »dann« kündigt die Erzählerin nun nach der langen Pause etwas Neues an und macht danach nochmals eine Pause von fünf Sekunden. Durch die Pausen entsteht der Eindruck, dass ihr die Erinnerung an die Zeit und auch die Erzählung ihrer Geschichte schwerfallen und eventuell auch, dass sie durch die Unterbrechung der Interviewerin ihren Erzählfaden vorübergehend verloren hat. Die Erklärung der Abkürzung »Schule XY« als die »nächste Schule« im regulären Ablauf des Schulsystems deutet darauf hin, dass Celina Schweizer diese Information für die Interviewerin anhängt, die ansonsten potenziell nicht folgen kann, weil sie als Nicht-Schweizerin das Schulsystem vielleicht nicht so gut kennt. Möglicherweise hängt die Erklärung auch mit dem deutlich werdenden Nicht-Verstehen in der vorigen Sequenz zusammen.

Verbunden mit dem Schulwechsel sind für Celina Schweizer nach wie vor die Gewalterfahrungen: »ja dort hat mich die Kollegin [...] weiter verprügelt«. Im Begriff verprügeln drückt sich starke Gewalt aus. Interessant ist die Bezeichnung der Täterin zunächst als Kollegin, was als Begriff auf ein freundschaftliches (wenn auch distanziertes) Verhältnis hinweist. Sie korrigiert dies dann auch direkt und berichtigt, dass das natürlich keine »Kollegin« gewesen sei. In der Formulierung kommt möglicherweise zum Ausdruck, dass die Gewalt im Deckmantel der oberflächlichen freundschaftlichen Verbindung nach außen hin unsichtbar blieb. Durch das

»immer« und »weiter« wird erneut – wie auch schon bei der Beschreibung der Gewalterfahrungen in der Grundschule – deutlich, dass sie der Gewalt regelmäßig ausgesetzt ist. Dies verleiht den Erfahrungen ebenfalls eine große Schwere.

Von ihrer Haltung zu der erfahrenen Gewalt bringt sie durch den Einschub »leider« ironisierend zum Ausdruck, dass das bedauerlich war, und schafft so auch eine Distanz zu dem dort Erlebten. Es zeigt sich, dass sie sich nach wie vor hilflos der Gewalt ausgesetzt fühlt und dies ihre Zeit in der Institution dominiert. Mit der Schulpflicht (»man muss halt gehen«) geht der Zwang einher, dass sie trotz der Gewalterfahrungen und gegen ihren Willen in die Schule muss. Ihre Mutter wird hier als nicht »wirklich« unterstützend dargestellt – offen bleibt dabei, ob sie davon nicht wusste oder sich nicht darum kümmerte. Dass sie nicht »wirklich« was unternahm, kann auch bedeuten, dass sie etwas versuchte, damit aber nicht den erwünschten Erfolg für Celina Schweizer erzielen konnte, weil dadurch der Gewalt kein Ende gesetzt wurde.

Insgesamt zeigt sich in der Biographie bis hier – abgesehen von ihren Freizeitinteressen und ihrer Großmutter – ein starker Problemfokus in der biographischen Konstruktion. Celina Schweizer konstruiert sich insgesamt als den Ereignissen und Zwängen wie der Schulpflicht oder der Gewalt in der Schule ausgesetzt. Gleichzeitig stellt sie sich als einsam in Bezug auf das Erleben der körperlichen Gewalt dar, der sie lange und regelmäßig ausgesetzt ist. Durch das Arrangement der Erzählung wird auch an diesem Beispiel von ihr markiert, dass sie sich von ihrer Mutter wenig unterstützt fühlte. Durch das ironisierende »leider« und auch das leichte Lachen bei der Beschreibung der gewaltvollen Erfahrungen setzt sie sich distanziert dazu in Verbindung. Gleichzeitig deutet sich aber an, dass sie darunter stark litt und sie deswegen am liebsten nicht mehr in die Schule gegangen wäre.

Urlaub mit Großmutter – »Noch einmal [...] sehr toll gewesen«

///mmh/// habe dann noch einmal mit meinem Großmami in die Ferien können, (.)
 ///mmh,/// (3) ja das ist sehr toll gewesen (.) (11; 58-60)

Dieser kurze Absatz, in dem sie den Urlaub mit ihrer Großmutter erwähnt, sticht aus dem Trudeln in Problemen und Belastungen heraus. Die Ferien, die sie mit ihrer Großmutter verbrachte, bewertet sie als »sehr toll« und steigert damit sogar die positive Implikation. Allerdings erfährt das Positive daran auch gleichzeitig eine Einschränkung durch ihre Konstruktion als ein einmaliges Ereignis, das nicht wiederholbar ist, was sich durch »noch einmal« zum Ausdruck bringt. In der Folge kündigen sich also bereits Veränderungen an, und diese schöne Erfahrung erscheint von kurzer Dauer. Damit wird der bislang vorherrschende Problemfokus aufrechterhalten. Zu erwarten ist, dass nun wieder Probleme der Gegenstand ihrer

weiteren Erzählung sein werden. In der Folge wird im Kontrast zu der positiven Phase auch die Fallhöhe gesteigert.

Vater verlässt Familie – »Eine Art bin froh gewesen eine Art bin ich traurig gewesen«

u:nd (.) als ich zehn gewesen bin ist (.) ah nein mit neun ist mein Vater gegangen, (3) hat er uns verlassen (.) //mmh//(2) eine Art bin froh gewesen eine Art bin ich traurig gewesen, (.) //mmh (.) mmh//(1) ja (.) //mmh//(.) da habe ich gedacht ja jetzt wird alles besser zu Hause (1) //mmh//(1) (12; 60-63)

Nun fügt sie verbunden mit dem Rahmenschaltelelement »und« sowie der genauen Altersangabe von sich den Weggang des Vaters aus der Familie an. Sie wählt einmal als Verb »*gegangen*« und spezifiziert dann nach einer Pause von drei Sekunden, dass ihr Vater sie »*verlassen*« habe. »*Gegangen*« stellt eine Formulierung dar, die einerseits verstanden werden kann als die Perspektive des Vaters, der geht und damit potenziell an einem anderen Ort etwas Neues anfängt; andererseits könnte die Formulierung auch auf die Szene hindeuten, in der sie ihn gehen sieht. Mit der Formulierung »*verlassen*« wird hingegen stärker die Perspektive derer ins Zentrum gerückt, die zurückgelassen werden, also ihre Perspektive, die ihrer Mutter und ihrer Geschwister.

Bezogen darauf gibt sie einen Einblick in ihre Gefühls- und Gedankenwelt von damals zwischen der Hoffnung, dass »*alles*« zu Hause dadurch besser werden könne, und der Traurigkeit über den Verlust des Vaters. An dieser Stelle spezifiziert sie nicht weiter, worin diese allumfassende Verbesserung (»*alles*«) liegen könnte und auf welche einzelnen Lebensbereiche sich diese bezieht. Zu vermuten ist, dass die Verbesserung in Zusammenhang mit der erwähnten Gewalttätigkeit und dem Alkoholkonsum des Vaters steht.

Die Sequenz sticht ebenfalls aus dem bisherigen Erzählduktus heraus, der stark von der Beschreibung äußerer Einschätzungen auf sie geprägt war, da sie hier im Unterschied zur bisherigen Biographie einen kurzen Einblick in ihre Perspektive und ihre Reflexionen über die Ereignisse in ihrer Lebensgeschichte gewährt. Der Einblick bleibt aber oberflächlich und wirkt wie eine abstrakte Formel. Ihre Geschichte wirkt an dieser Stelle einerseits präzise durch die Darstellung ihrer Ambivalenzen zwischen Verlust und Hoffnung, bleibt dabei aber andererseits auf einer gerafften beschreibenden Ebene. Auffallend sind auch an dieser Stelle die zahlreichen Pausen in der Erzählung, die ein Gefühl der Schwere hervorrufen, das für die Biographin mit der Konstruktion ihrer Geschichte verbunden zu sein scheint. Gleichzeitig wirkt es auch so, als ob sie eintaucht in ihre Geschichte und sich dafür in den Pausen Zeit nimmt.

Tod der Großmutter und Ankündigung einer Verlaufskurve – »Und dann hat es angefangen«

///mmh/// (1) ja, und dann ist mit zehn (.) mein Großmami gestorben und dann hat es angefangen (.) ///mmh (.) mmh/// (.) (13; 63-64)

Als nächstes Ereignis fügt sie den Tod ihrer Großmutter an, als sie zehn Jahre alt ist, und verknüpft diesen temporal mit dem Weggang ihres Vaters (»und dann«). Insgesamt verringert sich nun ihr Erzähltempo und sie verlässt den stark gerafften Erzählduktus. Hier rückt Celina Schweizer die Phase ihrer Biographie ins Zentrum, in der sich nun für sie dramatische Ereignisse verdichten.

Vor dem Hintergrund der bedeutsamen Rolle ihrer Großmutter, die sie hier liebevoll »Großmami« nennt und die sie als wichtigste erwachsene Bezugsperson eingeführt hat, ist zu vermuten, dass deren Tod ein einschneidendes Erlebnis für sie ist. Die Formulierung »und dann hat es angefangen« unterstreicht das, und sie kündigt an, dass der Tod ihrer Großmutter der Startpunkt für etwas ist, dem sie sich ausgesetzt fühlt und auf das sie wenig Einfluss nehmen kann.

Deutlich wird in der Gesamtkomposition der Erzählung, dass es bislang eher belastende Ereignisse waren, von denen Celina Schweizer berichtet, bei denen sie sich Ereignissen oder Handlungen von anderen ausgesetzt fühlt. Die in der vorherigen Sequenz formulierte Hoffnung in Bezug auf eine Verbesserung der Situation zu Hause durch den Weggang des Vaters scheint damit nicht einzutreten. Vielmehr kündigt sich nun etwas Dramatisches an, was mit der Formulierung »es« noch unbestimmt bleibt und durch den Tod der Großmutter ausgelöst wird. Durch die passive Formulierung »und dann hat es angefangen« nimmt sie eine Beobachterinnenposition dessen ein, was ihr widerfährt. Gleichzeitig entsteht in der Erzählung nun die Notwendigkeit der Bestimmung dessen, was genau anfängt. Durch die Dichte der zeitlichen Abfolge bekommt die Erzählung hier eine Dramatik, die aber auch nach weiteren Spezifizierungen verlangt.

Beschreibung der verantwortlichen Rolle für ihre Geschwister – »Dann habe ich dann alles daheim dürfen machen«

///(.) dann habe ich dann alles daheim dürfen, (.) ///mmh/// (.) machen, (1) ich habe meine Geschwister zum Handballmatch mitnehmen müssen sonst hätte ich nicht gehen dürfen und damals ist mein Bruder (2) zwei gewesen (.) ((stärkeres Ausschnaufen)) ///mmh mmh (2) mmh (2) mmh/// ja ich habe das Mittagessen gemacht (2) ich habe (2) die Hausaufgaben mit meinen (1) mit meiner Schwester gemacht (1) ///mmh/// (.) so, (1) am Abend sind (.) bin ich oft alleine gewesen (.) das Mami nicht da gewesen (1) ///mmh/// (3) ähm (3) ja, (3) ///mmh/// (7) ähm (1) dann, (3) ja, ist es eigentlich so weitergegangen, (1) habe es zwar immer (.) sehr mühsam gefunden und (.) ja, (3) (13; 64-72)

Hier konkretisiert sie nun, dass sie ausgelöst durch den Tod der Großmutter verantwortlich für die Sorgearbeit für ihre Geschwister wird. Die Formulierung »*alles daheim dürfen machen*« kann als ironisierende Sprechweise interpretiert werden, in der sich Kritik daran ausdrückt, dass ihr diese Verantwortung ungerechtfertigterweise übertragen wird. Sie fügt Belegbeispiele für ihre verantwortungsvolle Rolle an, die ein Spektrum an verschiedenen Pflichten darstellen. Verbunden mit dem Weggang des Vaters von der Familie ist offensichtlich, dass er für die Kinder in der Zeit nicht mehr präsent ist, denn sie erwähnt ihn hier nicht. Ihre Mutter hingegen beschreibt sie als oft abwesend am Abend. In Bezug auf das Handballmatch macht sie deutlich, dass sie dazu gezwungen wird, die Geschwister mitzunehmen, da sie sonst nicht gehen dürfte. Dies zeigt auf, dass sie zwar viel Verantwortung für ihre Geschwister übernimmt, es aber noch eine Autorität gibt, die sie unter Druck setzt. Diese Autorität benennt sie an dieser Stelle nicht weiter, es ist aber zu vermuten, dass sie damit ihre Mutter meint. Sie markiert, dass sie diese Verantwortung für die Sorge anstrengend (»*mühsam*«) findet, aber keine Alternative dazu sieht. Vielmehr werden ihr die Aufgaben übertragen und sie führt diese erfolgreich aus. Vor dem Hintergrund, dass sie zu der Zeit erst zehn Jahre alt ist und ihre Schwester sechs und ihr Bruder zwei Jahre sind, erscheint dies als große Leistung. Sie stellt sich ins Zentrum der neuen Familienkonstellation, ohne den Vater und die Großmutter, und charakterisiert ihre Mutter als abwesend. Dieser Zustand dauert in ihrer Darstellung unverändert an, bis sie 15 Jahre alt ist. Jenseits der kurzen Belegbeispiele, die ihre verantwortungsvolle Rolle untermauern, erzählt sie nichts über diese fünf Jahre ihres Lebens und damit über ihre späte Kindheit und Jugendphase.

Sie konstruiert sich hier als Kind und Jugendliche, die aufgrund ihrer hohen Verantwortung für ihre Geschwister für nichts anderes Raum hat. Sie stellt sich in der Rolle als älteste Schwester als dafür verantwortlich dar, sich um die Geschwister zu kümmern, und diese erscheinen nicht als Vertraute, sondern vielmehr sogar als Belastung. Diese Erfahrung knüpft an die Darstellung der Erzählung der Geburt ihrer Geschwister an, bei der deutlich wurde, dass sie sich durch deren Krankheiten aus der Kernfamilie bestehend aus Vater und Mutter sowie den Geschwistern ausgestoßen fühlt. Was aus ihrer Sicht die Ursachen dafür sind, dass ihre Mutter sich nicht um ihre Kinder kümmert, bleibt unklar. Vielmehr inszeniert sie sich hier in der verantwortlichen Mutterrolle.

Auf einer normativen Ebene und untermauert durch Gesetze sind Eltern für die Beaufsichtigung und Erziehung ihrer minderjährigen Kinder verantwortlich. Normalitätskonstruktionen von Mütterlichkeit in heterosexuellen Paarbeziehungen übertragen die Verantwortung für Carework insbesondere der Mutter. Vor diesem Hintergrund wirkt die Darstellung der wenig präsenten Mutter als Abweichung, und es erscheint eigentlich begründungsbedürftig, warum sie diese Rolle nicht einnimmt. Durch Celinas Art der Darstellung, in der ihre Mutter offensichtlich ihrer normativen Rolle als sorgende und für ihre Kinder anwesende Bezugs-

und Betreuungsperson nicht gerecht wird, entsteht Raum für Kritik an der Mutter. Die Biographin führt hier weder eine Erklärung an für das Fehlen der Mutter noch äußert sie – jenseits der Beschreibung der Mutter als abwesend – explizite Kritik an ihr. So könnte eine Ursache ja bspw. sein, dass ihre Mutter an den Abenden arbeiten muss, um die Familie finanziell zu versorgen. Die implizite Kritik an ihrer Mutter wird durch die Konstruktionsweise an die Adressat*innen ihrer Geschichte übertragen. In ihrer Erzählung zeigt sich eine Inszenierung von Ungerechtigkeit als Stilmittel. Es scheint so, dass sie durch diese Art der Darstellung Einfluss nimmt auf die Lesarten, die sich aus der Rezeption ihrer Geschichte ergeben.

Dieses Bild der Mutter, die ihrer Rolle nicht gerecht wird, wird dadurch unterstrichen, dass sie selbst an dieser Stelle sehr stark in Erscheinung tritt. Durch die Leerstelle auf der Ebene von erwachsenen Bezugspersonen übernimmt sie die Aufgabe der Versorgung ihrer Geschwister. Sie erscheint so infolge dieser Inszenierung wie eine Held*innenfigur, die die Situation erfolgreich meistert. Diese Figur von sich selbst als eine, die die verantwortungsvolle Rolle erfolgreich übernimmt, sticht vor dem Hintergrund der Ankündigung in der vorigen Sequenz hervor, bei der die Interpretation war, dass nun eine sehr schwierige Zeit beginnt, in der sie von den Ereignissen überwältigt wird. Der Kontrast entsteht dadurch, dass sie sich hier als erfolgreich darstellt und im Gegensatz zur bisherigen Erzählung als handlungsfähige Akteurin sichtbar wird. Die Krise in der Familie zwingt Celina Schweizer, selbst aktiv zu werden. Damit löst sich also die bisherige konstatierte Lähmung auf, bei der sie sich nicht wehren kann. Gleichzeitig zu ihrer Handlungsfähigkeit wird aber eine große Abhängigkeit deutlich, bei der sie sich durch die Umstände dazu gezwungen fühlt, die Sorgetätigkeit zu übernehmen.

Wendepunkt durch geplatzten Blinddarm – »Und dann habe ich nicht mehr nach Hause wollen«

bis ich dann mit fünfzeh:n, (2) ja, (.) einen geplatzten Blinddarm gehabt habe, (2) wo ich fast daran gestorben wäre, (1) ///mmh/// (1) und dort habe ich dann eigentlich das erste Mal (.) erfahren wie es ist, (.) wenn jemand (.) zu einem schaut, (.) ///mmh/// anstatt umgekehrt, (.) ///mmh (.) mmh/// und dann habe ich nicht mehr nach Hause wollen (1) ///mmh (.) mmh/// dann ich gesagt fertig (.) ///ja/// (.) habe mich im Bad eingeschlossen habe gesagt ich komme nie mehr raus, (.) ///ja (1) aha/// (.) (14; 72-77)

In der nächsten Sequenz ändert sich der Modus der Erzählung und sie wechselt von der bislang beschreibenden und gerafften Art der Darstellung in die Erzählung eines konkreten Ereignisses. Der geplatzte Blinddarm markiert in der Erzählung einen Wendepunkt und hebt sich auch inhaltlich von der bisherigen Erzählung ab. Hier ist sie aufgrund einer gesundheitlichen Krise wieder, wie bereits beim Tod

ihrer Großmutter, von einem plötzlichen Ereignis überwältigt, das Einfluss auf ihr Leben hat und dem sie ausgeliefert ist.

Mit dem geplatzten Blinddarm ist zweierlei für sie verbunden. Zum einen unterstreicht sie, dass sie »*fast daran gestorben wäre*«. Damit bekommt das körperliche Ereignis eine Dramatik, da es fast das Ende ihres Lebens gewesen wäre. Zum anderen streicht sie hervor, dass sie im Krankenhaus erlebt habe, wie es ist, Fürsorge zu erfahren. Diese Erfahrung stellt sie als Kontrastfolie dar, die es ihr möglich macht, ihre eigene Situation zu hinterfragen und die schließlich zu ihrem Entschluss führt, dass sie nicht mehr nach Hause will. Die Formulierung »*und dort habe ich dann eigentlich das erste Mal (.) erfahren wie es ist, (.) wenn jemand zu einem schaut*« erinnert an pädagogisch reflektiertes Sprechen über Beziehungen und damit verbundene Erfahrungen. Hier ist auch interessant, dass sie die Erfahrungen mit ihrer Großmutter offensichtlich ausklammert, da sie diese ja als positiv und sorgend dargestellt hat. Der Effekt ihrer Darstellung hier ist, dass sie selbst als Sorgende erscheint, der von anderen keine Fürsorge entgegengebracht wird und der für die hohe Leistung der Verantwortungsübernahme für die Geschwister keinerlei Anerkennung zuteilwird. Dadurch entsteht ein trauriges Bild, da sie 15 Jahre warten musste, bis sie an einem anonymen Ort wie dem Krankenhaus die Erfahrung machen konnte, wie es ist, von jemandem umsorgt zu werden. Möglicherweise bedeuten Krankheit und Krankenhaus für sie auch automatisch die offizielle Legitimation, Fürsorge und Aufmerksamkeit zu bekommen, was sie bislang nur von ihren Geschwistern kennt. Bisher war sie ja immer die Gesunde, die die Kranken pflegen musste. In der Folge ihrer eigenen Erkrankung wird ihr erstmals Fürsorge zuteil.

Die Entscheidung, nicht mehr nach Hause zu gehen infolge des geplatzten Blinddarmes, stellt einen Wendepunkt in der Biographie von Celina Schweizer dar. Hier versucht sie durch ihre strikte Weigerung, ihrem Erleiden durch äußere Faktoren ein Ende zu setzen, und wehrt sich erstmals gegen ihre Abhängigkeit. Ihr Agieren im Badezimmer erinnert in der Art der totalen Verweigerung an kindlich-trotziges Verhalten. Gleichzeitig bringt der Akt des Einschließens ins Badezimmer ihre Entschlossenheit zum Ausdruck. Ihre Aktivität hier ist die Verweigerung, die sie sehr klar formuliert: »*ich komme nie mehr raus*«. Hier werden das erste Mal in der Erzählung ihr Widerstand und ihre Handlungsmacht deutlich. So war zwar die Verantwortungsübernahme für ihre Geschwister auch damit verbunden, dass sie verantwortungsvoll handelte. Allerdings erfolgte ihre Verantwortungsübernahme nicht freiwillig. Diese extreme Situation im Krankenhaus führt in ihrer Darstellung dazu, dass sie letztendlich zum ersten Mal in ihrer Biographie versucht, sich gegen eine Unrechtserfahrung zu wehren.

Verbunden mit dem Entschluss ist, den Ort des »*Zuhauses*« aufzugeben. Darin werden auch ambivalente Gefühle deutlich, da sie sich einerseits erfolgreich aus

belastenden Verhältnissen befreit, andererseits damit aber auch den Ort aufgibt, der ihr Zuhause darstellt.

Resümee Biographie bis zur stationären Jugendhilfe

Die biographische Konstruktion der Zeit ihrer Geburt bis zur stationären Jugendhilfe ist von einem stark gerafften und beschreibenden Erzählstil geprägt. Die Darstellung und Anordnung der Ereignisse kann als »sad story« interpretiert werden. Die Erzählerin stellt sich als einsam und vernachlässigt dar und steht vor zahlreichen Herausforderungen, denen sie sich hilflos ausgesetzt fühlt. Die Steuerung ihrer Biographie erscheint fremdbestimmt.

Aus ihrer Perspektive auf ihre Erfahrungen in Familie und Schule wird deutlich, dass sie diese als Unrecht interpretiert. Damit verbunden ist auch das Gefühl, von anderen zum Objekt gemacht zu werden, was sich in Formulierungen ausdrückt wie »*abgeschoben*«, »*verschlagen*«, »*vergessen*« oder »*verlassen*«. Darin dokumentiert sich, dass andere Personen handeln und über sie bestimmen. Celina Schweizer sieht für sich keine Möglichkeiten, sich aus der verobjektivierten Position zu befreien. Vielmehr entsteht ein Eindruck des Ausgeliefertseins und Trudelns in fremdbestimmten Ereignissen. Weiterhin haben unerwartete körperliche Ereignisse einen großen Einfluss auf ihren biographischen Verlauf, wie die Komplikationen bei der Geburt ihrer Geschwister, deren Krankheiten, der Tod ihrer Großmutter und auch ihr Blinddarmdurchbruch. Neben anderen Menschen bzw. Institutionsvertreter*innen ist Celina Schweizer also auch körperlichen Ereignissen hilflos ausgesetzt, worin sich ein Gefühl der Lähmung ausdrückt. Diese Machtlosigkeit in Bezug auf die Ereignisse in ihrer Biographie kann als Verlaufskurve bezeichnet werden (vgl. Schütze 1984, S. 92).

Insgesamt überwiegen eine problemorientierte Darstellung und eine dichte Aneinanderreihung von belastenden Ereignissen. Dieser Problemfokus und die damit verbundene Schwere der Erzählung werden dadurch verstärkt, dass Celina Schweizer zwar auch Aspekte in ihrer Biographie erzählt, in denen sie Normalität für sich beansprucht. Gleichzeitig schränkt sie diese Normalität insbesondere in Bezug auf Teile ihrer »schönen« Kindheit sogleich in der Reichweite ein, indem sie diese als nur kurze Episoden markiert. Damit entsteht im Kontrast zu den schönen Erfahrungen auch eine größere Fallhöhe. Im Unterschied zu den anderen Fällen im Sample, bei denen entdramatisierende und normalisierende Konstruktionen sichtbar werden (vgl. auch fallvergleichende Perspektiven Kap. 8), scheint Celina Schweizer eine dramatisierende Form der Darstellung zu wählen. Dabei wirkt sie selbst wie eine externe Beobachterin ihres eigenen Lebens und erzählt wenig über ihre Gefühle oder ihre eigene Perspektive. Vielmehr wird Betroffenheit als Effekt bei den Adressat*innen ihrer Geschichte ausgelöst. Die Übernahme der externen

Perspektive auf sich selbst kann auch als Strategie der Distanzierung von den eigenen Erfahrungen und potenziell schmerzhaften Gefühlen interpretiert werden.

Celina Schweizer orientiert sich an normalbiographischen Bereichen und Ablaufmustern und geht beschreibend und episodisch auf ihre familiäre Situation, den Kindergarten, die Schule und die Peer-Ebene ein. Auffallend ist dabei, dass in den zentralen Institutionen des Aufwachsens – dem Kindergarten und der Schule – ein problemorientierter Blick von anderen auf sie selbst dominant ist. So wird Celina Schweizer in den Institutionen als abweichend konstruiert, indem sie z. B. im Kindergarten von der Kindergärtnerin als zu ruhig adressiert und von der Lehrerin in ihrer Rolle als Schülerin missachtet und »vergessen« wird. Dabei kann mit Bezug zur theoretischen Perspektive der Subjektivierung an diesen Beispielen gezeigt werden, wie diese Adressierungen und der damit verbundene problemorientierte Blick von anderen auf sie von ihr zur Selbstbeschreibung herangezogen werden. So spielt die Perspektive auf sich als »problematisch« und »nicht der Norm entsprechend« als Erklärungsmodell in ihrer Biographie eine wichtige Rolle. Verbunden mit dem normierenden Blick ist auch eine individualisierende Form der Wahrnehmung ihrer Verhaltensweisen als abweichend.

Handlungsfähigkeit zeigt sich in der Phase bis zum Auftakt der Kinder- und Jugendhilfe insbesondere in Bezug auf die verantwortliche Rolle, die sie für ihre Geschwister übernimmt. Hier wird deutlich, dass sie eine große Aufgabe, nämlich die Sorge für ihre zwei jüngeren Geschwister, erfolgreich bewältigt. Allerdings geschieht dies nicht freiwillig, sondern ist der Situation geschuldet. Dieser Teil der Biographie, in dem Celina Schweizer die Verantwortung gegenüber ihren Geschwistern hervorhebt, stellt einen zentralen Baustein ihrer Erklärung dar, in die stationäre Jugendhilfe zu gehen. Sie konstruiert ihre Biographie nach dem Tod ihrer Großmutter gerafft und beschreibend. Indem sie dramatische Ereignisse dicht aneinanderreihrt, ruft sie starke Szenen durch Bilder hervor, die zum Ausdruck bringen, dass ihr Ungerechtigkeit widerfährt. Höhepunkt dieser Ereignisse ist die Szene im Badezimmer im Krankenhaus, in der sie sich widerständig zeigt und sich damit gegen die belastende Situation zu Hause wehrt.

Vor dem Hintergrund dominanter Vorstellungen von Kindheit und der Aufgabe von Eltern bzw. von Müttern in heterosexuellen Familienkonstellationen gelingt es Celina Schweizer, durch wenige Beispiele eine Erzählung zu konstruieren, die Begründungen für einen Hilfebedarf geben, ohne dass sie die belastenden Erfahrungen zu sehr vertiefen muss. Weiterhin nutzt sie als Erklärung pädagogische Argumente und Reflexionen, wie das Fehlen von Bezugspersonen in ihrer Kindheit und die Parentifizierung durch ihre Mutter, also die Notwendigkeit zur frühen Verantwortungsübernahme. Sie präsentiert die Geschichte auf einer beschreibenden abstrakten Ebene und unterstreicht durch die Inanspruchnahme pädagogischer Argumentationen die Legitimität ihres Hilfebedarfs. So kann sie sich von potenziell sehr belastenden Ereignissen distanzieren und einen Weg finden, die Biogra-

phie zu präsentieren und eine Begründung für den Wechsel in die Jugendhilfe zu geben. Sie taucht dabei nicht tief in die Erinnerung ein und markiert gleichzeitig deutlich, dass sie es schwer hatte.

6.6 Biographie in der stationären Jugendhilfe - »Ja sie sind glaube recht mit mir am Anschlag gewesen«

Übergang in die Beobachtungsstation - »Ja:, und dann haben sie mich auf die Beobachtungsstation geta:n«

(.) ja:, und dann haben sie mich auf die Beobachtungsstation geta:n (.) //mmh/// wo es noch der X-Fluss (.) am X-Fluss unten gewesen ist das Kinderspital, //mmh mmh mmh/// (2) ja, die haben dann irgendwann gefunden ich kann wieder heim, dann bin ich ab (1) //mmh/// habe angerufen ich komme nicht, (.) und wenn ich irgendwo an einem Hauseingang muss schlafen gehen (.) //ja (.) ja/// (.) ja:, (.) und dann haben sie das Jugendamt eingeschaltet, habe dann am nächsten //ja/// können: (.) auf=das Jugendamt, (.) mein Mami hat, (.) alle Koffer gepackt, (2) hat sie mir hingeworfen [hat sie mir angeschossen] hat gesagt da kannst du gehen, (.) //mmh/// (2) mein Mami hat es natürlich nicht verstanden sie versteht es bis heute nicht, (.) //ja (1) ja/// (2) ja: (2) (15; 77-86)

Als Konsequenz aus Celinas Weigerung, nach Hause zu gehen, kommt sie nun in eine Beobachtungsstation der stationären Jugendhilfe. Weitere Abklärungsprozesse in Bezug auf die Hilfeannahme erwähnt sie nicht. An ihrer Formulierung zeigt sich, dass sie sich an dem Entscheid für diese Einrichtung nicht beteiligt fühlt, sondern sich als ›Objekt‹ der Entscheidungen von anderen erlebt, die sie in die Beobachtungsstation ›tun‹. Somit führt zwar ihre Weigerung, nicht mehr nach Hause zu gehen, zum Erfolg. Das Handlungspotenzial aber, das sich in diesem erfolgreichen Widerstand gegenüber den Zwängen zu Hause und der hohen Verantwortung zeigt, die sie zu tragen hatte, wird nicht aufgegriffen, sondern es entsteht eine institutionelle Steuerung.

In ihrem ersten Kontakt mit dem Hilfesystem setzt sich die Erfahrung der Dominanz von anderen Menschen und Institutionen fort, da diese wieder Entscheidungen über sie treffen und damit ihre Biographie steuern. So wird von einer unbestimmten Gruppe (›die‹) nach einer gewissen Zeit des Aufenthaltes in der Beobachtungsstation entschieden, dass sie wieder nach Hause gehen könne. Neben der Verfügungsmacht des Hilfesystems über sie zeigt sich hier auch, dass der Zeitpunkt des Endes für sie nicht mit einer sinnhaften Begründung in Verbindung steht, sondern dass diese Entscheidung aus ihrer Perspektive irgendwann überraschend getroffen wird. Als Reaktion darauf geht Celina Schweizer in den Widerstand. Sie läuft aus der Einrichtung fort und droht telefonisch, dass sie nicht

mehr kommen und sogar notfalls auf der Straße schlafen werde. Diese Weigerung kann mit der Szene im Bad verglichen werden. Auch hier bringt sie klar ihre Entschlossenheit zum Ausdruck und verweigert sich der Entscheidung, die durch die Institution gefällt wird. Mit dieser Form des kategorischen Widerstandes greift sie erfolgreich zu machtvollen Mitteln, um nicht mehr nach Hause zu müssen. In der Folge wird die Maßnahme nicht beendet, und sie kommt auf eine andere Beobachtungsstation.

Offensichtlich ist diese radikal wirkende Form der Verweigerung notwendig, um auf sich und die eigenen Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Über das, was in der Beobachtungsstation mit ihr gemacht wird, bspw. welche Abklärungen dort durchgeführt wurden, berichtet sie an dieser Stelle nicht. Vielmehr rahmt sie ihre Zeit dort durch die Situationen des Ein- und Austrittes. In der Folge ihres Widerstandes wird schließlich das Jugendamt eingeschaltet, also die zuständige Stelle für Heimplatzierungen beim Kanton.

Hier gelingt es ihr erneut, sich zu wehren und die Einrichtung nicht verlassen zu müssen. Zu dem Termin beim Jugendamt erscheint auch ihre Mutter, und sie beschreibt, wie diese ihr ihren Koffer übergibt. Szenenhaft stellt sie dabei dar, wie die Mutter »alle Koffer gepackt« hat und ihr diese mit einem theatralischen Impetus hinwirft. Das Bild, das so von der Mutter gezeichnet wird, weckt Assoziationen zu dem eines Kindes. Celina Schweizer ergänzt als eigentheoretische Erklärung: »(2) mein Mami hat es natürlich nicht verstanden sie versteht es bis heute nicht, (.)«. Durch die Bezeichnung ihrer Mutter als »mein Mami« scheint hier eine emotionale und liebevolle Perspektive auf ihre Mutter durch und sie berichtet erstmals etwas länger von ihr. Wie diese stark aufgeladene Szene für sie ist, erzählt sie nicht, vielmehr stehen in ihrer Darstellung die Mutter und deren Handeln im Zentrum. Gleichzeitig entsteht als Effekt des theatralischen Auftritts der Mutter auch Raum für Kritik an ihrer Rolle als Mutter, da sie hier nicht verantwortungsvoll agiert, sondern ihre Perspektive ins Zentrum stellt.

In Bezug auf das Hilfesystem wird deutlich, dass Celina Schweizer, obwohl sie sich selbst um die Hilfe bemüht, nicht als Akteurin in die Planungen des Hilfeprozesses einbezogen wird, sondern dass ihre Aktivitäten überlagert werden durch institutionelle Macht. Dass sie es nur durch radikal widerständige Aktionen schafft, entweder in das Hilfesystem zu kommen oder dort zu bleiben, zeigt, dass ihre Anliegen und Perspektiven sonst nicht anerkannt werden.

Übergang in das Zentrum Baumstraße - »Und die haben dann auch gefunde:n (.) ja, (.) ich könnte eigentlich heim, (.)«

ja: (2) und dann (.) bin ich das erste Mal in das Zentrum:: (1) Baumstraße gekommen (.) //mmh/// (.) mmh (.) //ja/// (.) für vier Monate (.) //okay (.) mmh,/// (2) ja, //ja,///

(.) mit denen habe ich halt auch nicht viel geschwatzt weil ich es nicht gekannt habe, (.) //ja/// (1) mit (2) Erwachsenen oder ich habe kein Vertrauen zu ihnen gehabt (.) zumindest //ja (.) ja/// (2) und die haben dann auch gefunde:n (.) ja, (.) ich könnte eigentlich heim, (.) (16; 86-91)

In der Folge des Gesprächs mit dem Jugendamt kommt sie dann in eine andere Einrichtung, in das Zentrum Baumstraße,³ und bleibt dort vier Monate. Zur Beschreibung der Zeit dort greift sie als Selbstbeschreibung auf die im Kontext des Kindergartens entstandene Charakterisierung von sich als zu ruhig zurück und sagt, dass sie dort »auch nicht viel geschwatzt« habe. Als Begründungsfiguren für diese Selbstbeschreibung führt sie an, dass sie es einerseits nicht gewohnt sei, mit Erwachsenen zu sprechen, und andererseits kein Vertrauen zu den Professionellen dort habe. Die Anführung der Ursachen verdeutlicht, dass es aus ihrer Sicht legitimierungsbedürftig ist, warum sie nicht mit ihnen spricht. Ihre Art, nicht mit Erwachsenen zu reden, führt in ihrer Darstellung schließlich zur Entscheidung der Professionellen, dass sie wieder nach Hause könne. Diese Darstellung der Prozesse des Hilfebeginns und deren Beendigung wirkt bereits reflektiert und mit Erklärungsmodellen versehen. Es wiederholt sich hier, dass es Celina Schweizer offensichtlich nicht gelingt, den Hilfebedarf dauerhaft für sich zu proklamieren, woraus in ihrer Biographie ein Hin- und Herpendeln zwischen dem Abbruch durch die Institutionen und ihrem Widerstand dagegen entsteht.

Übergang in das Zentrum Kastanienbaum – »Ich gehe nicht heim ihr könnt es vergessen und dann haben sie mich in=den Kastanienbaum getan«

(.) und (1) °da habe ich gesagt° ich gehe nicht heim ihr könnt es vergessen und dann haben sie mich in=den Kastanienbaum getan in=das (.) Zentrum (.) //ja/// Kastanienbaum(.) //ja/// (2) ja, (.) dort ist dann abgeklärt worden ob ich in eine (2) Psychiatrie, (.) komme oder ob ich auf eine Wohngruppe //mmh/// kann (.) //mmh/// (4) (17; 91-94)

Hier stellt sie nun ihre mittlerweile vierte Weigerung, nach Hause zu gehen, in wörtlicher Rede dar: »°da habe ich gesagt° ich gehe nicht heim ihr könnt es vergessen«. Sie fokussiert dadurch jeweils auf die konkrete Szene und die Entscheidungsprozesse. Auffallend ist dabei, dass sie diese Weigerung wiederholt ohne weitere Begründung anführt. Sie spricht also doch mit den Professionellen, allerdings in einer Situation, in der diese erneut versuchen, sie wieder zurück in die Familie zu verlagern. Ihre Anstrengungen, nicht mehr nach Hause zu müssen, sind also erfolgreich, da sie sich immer wieder den Versuchen widersetzt, die Hilfe zu beenden. Dennoch wird ihr Hilfebedarf nicht dauerhaft anerkannt, und es scheint, dass sie gegenüber den

3 Das Zentrum Baumstraße ist als Durchgangseinrichtung konzipiert. Hier sollen eine ›persönliche Stabilisierung‹ sowie die ›Erarbeitung einer geeigneten Anschlusslösung‹ erfolgen.

Hilfeerbringer*innen ihren Unterstützungsbedarf nicht auf eine anerkannte Art und Weise zum Ausdruck bringen kann. So kommt sie auch von hier aus in eine weitere Einrichtung: »*und dann haben sie mich in=den Kastanienbaum getan*«. Diese Formulierung verweist auf einen Vorgang, bei dem jemand wie ein Objekt an einen anderen Ort verlagert wird.

In der neuen Einrichtung, dem Zentrum Kastanienbaum, geht es aus ihrer Sicht darum abzuklären, ob sie in die Psychiatrie oder in eine Wohngruppe kommt. In ihrer Konstruktion dieser Wahl zwischen Jugendhilfe und Psychiatrie zeigt sich eine Hierarchisierung zwischen der Formulierung in die Psychiatrie »*kommen*« oder in eine Wohngruppe »*können*«. Hier scheint die stationäre Jugendhilfe für die Erzählerin trotz deren hoher Abweichung von Normalität im Vergleich mit der Psychiatrie dennoch positiver konnotiert zu sein. Auch hier wird deutlich, dass von außen entschieden wird, ob sie in das eine Angebot muss oder das andere kann.

Die entscheidenden Kriterien werden von Celina Schweizer nicht angeführt. Warum nun die Psychiatrie ins Spiel kommt wird aus der Biographie bis hierher nicht ersichtlich. Dies verstärkt den Eindruck einer expertokratischen, institutionellen Dominanz beim Vorgang des Entscheidungsprozesses rund um die Hilfe und verdeutlicht, dass sich die Erzählerin an der Gestaltung des eigenen Hilfeprozesses wenig beteiligt fühlt. Auch die Passivkonstruktion »*abgeklärt wurde*« unterstreicht die institutionelle Logik des Platzierungsvorgangs, an dem sie selbst nur als Objekt beteiligt zu sein scheint. Der Inhalt der Abklärung wird von den anderen vorgegeben, und ihre Motivation dafür, nicht mehr nach Hause zu wollen, fehlt in der Darstellung.

Interessant ist auch, dass der institutionelle Entscheidungsprozess einmal in einem unbestimmten Plural dargestellt wird (»*dann haben sie mich*«), der Abklärungsprozess in der Einrichtung dann in einer Passivformulierung (»*dort ist dann abgeklärt worden*«). Dadurch werden keine konkreten Akteur*innen des Hilfesystems sichtbar, die diese Entscheidungen fällen, sondern die Entscheidungsträger*innen werden unsichtbar gemacht. Dies unterstreicht die Dominanz der Institution, und es drückt sich machtvoll aus, dass sich die Prozesse auf anerkannte Gesetzmäßigkeiten berufen, die nicht weiter ausgeführt werden müssen.

In Celina Schweizers Darstellung zeigt sich als ein Muster, dass ihre Bedürfnisse nicht wahrgenommen werden und eine Abhängigkeit von anderen besteht, die über sie entscheiden. Im Gegensatz zu den Erfahrungen in der Familie und den Gewalterfahrungen in der Schule lässt sie diese Entscheidungen und Handlungen von anderen aber in der Jugendhilfe nicht mehr über sich ergehen, sondern wehrt sich dagegen.

Reflexion der Folgen aus dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe –
»Habe dann auch angefangen zu kiffen, (.) im Heim (.) //mmh// (3) ja, (2)
also was sicher nicht dem Heim seine Schuld ist«

ja, (.) ich habe dann auch dort, (2) nein ich habe in der Baumstraße auch angefangen zu rauchen, (2) vorher nicht geraucht ((leicht lachend)) (.) //mmh (2) mmh// äh:m (.) habe dann dort auch mit dem Handball aufgehört weil es mir zu viel gewesen ist, (.) //mmh// (2) das Piccolo habe ich dann auch noch sein lassen, (.) //mmh (.) mmh// (1) ja: (.) und im Kastanienbaum, (3) ist noch eindrücklich gewesen weil äh: zum Teil, (2) ja, (2) sind (1) ganz unterschiedlich Leute dort, (.) //mmh// also von (.) schwerst drogenabhängig bis (.) ja, (1) Leute die auf den Strich gehen und so, (.) //mmh// also so Jugendliche, (.) //mmh// (2) das war für mich am Anfang schon recht eindrücklich [und das ist mir am Anfang schon recht eingefahren] weil ich so: (.) habe ich diese Welt in diesem Sinn nicht gekannt, (.) //mmh// also (.) //mmh// ja, (.) //mmh (.) mmh (.) mmh// (.) habe dann auch angefangen zu kiffen, (.) im Heim (.) //mmh// (3) ja, (2) also was sicher nicht dem Heim seine Schuld ist sondern man kommt halt in Kontakt mit solchen Leute, (.) und dann: (.) //mmh// (.) zeigen sie es einem und dann (.) ja; (.) //mmh (.) mmh// ((2) ähm (6) ja, ich habe dann auch angefangen Alkohol zu trinken, (6) (2) (18; 94-107)

In dieser Sequenz nimmt sie einen Einschub vor, in welchem sie reflektierend verschiedene Konsequenzen darlegt, die mit dem Wechsel in die stationäre Jugendhilfe aus ihrer aktuellen Perspektive verbunden sind. Dabei nimmt sie zunächst nochmals eine Rückblende in die letzte Einrichtung vor, da sie dort bereits angefangen hat zu rauchen. In der Folge beendet sie ihre Freizeitaktivitäten Handball und Piccolo, weil es ihr »zu viel« wird.

Weiterhin sind aus ihrer Sicht auch die Veränderungen folgenreich, die sich durch die Kontakte zu den Peers im Heim ergeben. Es zeigt sich, dass der Kontakt mit den anderen Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe zunächst durch die Adressierungen geprägt wird, die diese vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Normalitätskonstruktionen als abweichend markiert. So zieht Celina Schweizer die Diagnosen und Problemkonstruktionen der Einrichtungen als Kategorien heran, um die anderen Jugendlichen zu beschreiben und wahrzunehmen, und verbindet mit dem Ort der stationären Jugendhilfe eine bestimmte Zielgruppe, die – ebenso wie deren Praktiken – von der Norm abweicht. Zwar beschreibt sie die anderen zunächst als »ganz unterschiedlich«, macht dann aber eine Palette auf von »schwerst drogenabhängig« bis »Leute, die auf den Strich gehen«. Der Übergang in diese neue Welt, die sie nach ihrer Darstellung bisher noch nicht kannte, ist für sie herausfordernd und überfordernd. Sie resümiert: »das war für mich am Anfang schon recht eindrücklich«. So grenzt sie sich zunächst von den damit verbundenen Adressierungen ab.

Mit dem Leben in der stationären Jugendhilfe werden für Celina Schweizer Subjektpositionierungen relevant, die einen starken Problemfokus haben und von der Normalität abweichen. Daraus folgt die Notwendigkeit, sich im Feld der damit verbundenen Adressierungen zu positionieren oder auch die Gültigkeit der Adressierungen für sich selbst infrage zu stellen und eine Abgrenzung davon vorzunehmen. Einerseits konstruiert sie sich selbst außerhalb dieser Welt, andererseits räumt sie ein, dass der Kontakt zu den anderen Jugendlichen Einfluss auf sie habe. So fängt sie in der Folge des Aufenthaltes in der stationären Jugendhilfe an zu rauchen, zu kiffen und Alkohol zu trinken. In der Hintergrundkonstruktion erklärt sie, dass hierfür nicht die Einrichtung verantwortlich gemacht werden könne, sondern dass das vielmehr auf die »falschen« Leute zurückzuführen sei, die sie dort getroffen habe. Darin zeigt sich eine Erklärungsfigur, in welcher in der stationären Jugendhilfe Jugendliche leben, die »verwerflich« sind aufgrund von als abweichend markierten Verhaltensweisen. Als Konsequenz aus dem Kontakt mit diesen als verwerflich konstruierten Subjekten kommt bei ihr auch eine Veränderung in Gang. Somit scheint eine Kausalität hergestellt zu sein zwischen dem eigenen als abweichend markierten Verhalten und dem Kontakt zu anderen, die abweichendes Verhalten zeigen.

Im Nachfrageteil geht sie nochmals auf die Unterschiede der Jugendlichen ein, die im Heim sind. Hier hebt sie als Differenz zu den anderen hervor, dass sie freiwillig da ist:

dann hat es geheißen eben wieso ich da sei, (.) doch diese Fragen kommen automatisch (.) //mmh/// (2) und viele haben es nicht verstanden was du bist freiwillig da weil (.) ja, weil es ist ja meine (.) //mmh/// Idee gewesen, (.) //mmh/// äh:m (.) ja die haben es nicht verstanden weil sie haben heim wollen und haben es nicht dürfen, und ich (.) //mmh/// hätte heim können habe aber nicht wollen, (.) //mmh (.) mmh (1) mmh/// (2) //mmh/// ja, (3) (399-404)

Es scheint als Normalität durch, dass ein Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe in der Regel unter Zwang erfolgt. Beim Kennenlernen der Jugendlichen untereinander wird auch darüber verhandelt, was die Ursachen dafür sind, im Heim zu leben. Dies verweist auf die Notwendigkeit, den Heimaufenthalt auch nach außen zu begründen. In Bezug auf die Anerkennung ihres Hilfebedarfes wird deutlich, dass Celina Schweizer hier vor dem Hintergrund ihrer Darstellungen, dass sie »freiwillig« im Heim ist, vor den anderen Jugendlichen nochmals stärker legitimieren muss, warum sie da ist.

Schulbesuch während des Heimaufenthalts – »Ich habe weiterhin(.) extern in die Schule gehen dürfen«

Nach den Reflexionen der Veränderungen, die für sie mit dem Übergang ins Heim verbunden sind, geht sie noch auf den Schulbesuch während der Zeit ein:

(6) *ähm° (4) was aber gut gewesen ist, ich habe weiterhin(.) extern in die Schule gehen dürfen ich habe nicht intern in die Schule müssen, (.) //mmh// (.) was mein Vorteil gewesen ist dass ich aus dem Heim gekommen bin, weil sonst ist man ja nur dort drin gehockt und hat nur am Donnerstagnachmittag zwei Stunden Ausgang gehabt, (.) //ja (.) ja (.) ja// (19; 107-111)*

Sie stellt den externen Schulbesuch hier als Privileg dar, da dieser die Möglichkeit bietet, die Einrichtung verlassen zu können. In Bezug auf das Heim wird deutlich, dass sie das als geschlossenen Ort konstruiert, »weil sonst ist man ja nur dort drin gehockt«. Für sie scheint es neben der Schule keine Möglichkeiten zu geben, sich von der Welt des Heimes zu distanzieren. Die Geschlossenheit der Einrichtung drückt sich auch in der Formulierung »Ausgang« aus: Den Jugendlichen wird einmal in der Woche in einem Rahmen von zwei Stunden Freizeit zugestanden, die sie außerhalb des Heimes verbringen können. Die Begriffe, die sie hier wählt, wecken Assoziationen zu einem Gefängnis. Der Ort der Jugendhilfe wird in der Darstellung nicht als Ort der Fürsorge erlebt, sondern als ein geschlossener Ort, an dem man mit verwerflichen anderen ›Insassen‹ in Verbindung kommt und in der Freiheit eingeschränkt wird.

Wechsel nach einem halben Jahr ins Zentrum Storchengasse – »Ich habe dann halt auch angefangen zu (2) rebellieren,«

ja ich bin dann ein halbes Jahr dort gewesen, und dann bin ich in die Storchengasse gekommen, (1) //ja// (3) ja, (.) ähm (4) ist am Anfang auch nicht einfach gewesen ((leicht lachend)) (.) //mmh// (1) auch sich zurechtzufinden, (.) //mmh// (4) ja und ich bin nicht so eine einfache Jugendliche gewesen (2) ((leichtes Lachen)) (.) gar nicht (1) //mmh// arme Adelheid, (2) //mmh// (3) ja ich habe dann halt auch angefangen zu (2) rebellieren, (1) oder wie man dem sagt (1) //mmh// (1) ja: irgendwann habe ich bin ich nicht mehr in die Schule gegangen (4) ja dann bin ich ein dreiviertel Jahr (.) eigentlich nicht in die Schule, (.) //mmh// (.) (19; 111-119)

Nach einem halben Jahr in der Einrichtung Kastanienbaum erfolgt ein erneuter Wechsel und Celina Schweizer kommt in die Einrichtung ›Zentrum Storchengasse‹. Durch die Formulierung, dass sie dorthin ›gekommen‹ sei, wird deutlich, dass sie auch diesen institutionellen Wechsel fremdbestimmt erlebt. Im Unterschied zu den anderen Beschreibungen der Platzierungen, in denen sie in Einrichtungen ›ge-

tan« wurde, ist »*gekommen*« allerdings abgeschwächter. So scheint sie darin weniger ein Objekt zu sein und selbst einen Anteil daran zu haben, in die neue Einrichtung zu »*kommen*«.

In der resümierenden Zusammenfassung der Anfangszeit dokumentiert sich, dass sie hier eine Erfahrung macht, die sie auch von den anderen Übergängen kennt, und dass damit Herausforderungen verbunden sind, die nicht leicht für sie sind: »*ist am Anfang auch nicht einfach gewesen*«. Weiterhin fügt sie nach einer Pause von vier Sekunden noch an, dass sie »*nicht so eine einfache Jugendliche gewesen ist*«. Diese distanzierende Selbsteinschätzung von sich selbst nimmt sie aus der aktuellen Position heraus vor, und es scheint hier erneut eine Perspektive auf ihre Biographie durch, die durch einen externen Blick von anderen auf sie geprägt ist. Dadurch markiert sie sich als abweichend und übernimmt Deutungen, die sie als schwierig adressieren. Im Modus der Perspektivübernahme hebt sie zusätzlich noch hervor, dass sie und ihre Art als Jugendliche für die Professionelle dort Konsequenzen hatte, und drückt diesbezüglich Mitleid aus. Die Professionelle, die sie bemitleidet, bezeichnet sie mit Namen, was aus der bisherigen Erzählung heraussticht. Die mit Namen bezeichnete Person ist die Einrichtungsleiterin, über die auch der Kontakt für das Interview zustande kam. So kann diese Bezeichnung mit Namen auch als eine Bezugnahme auf die Interviewsituation und Interaktion mit der Interviewerin interpretiert werden. Eventuell vermutet die Biographin, dass ich als Interviewerin danach auch nochmals mit der Kontaktperson über das Interview spreche und sie vor diesem Hintergrund bemüht ist, nichts Negatives über sie zu sagen.

Insgesamt greift sie im Bericht über die Zeit in der Einrichtung auf eine argumentierende Darstellung zurück. In dieser Deutungsweise dominiert ein Blick von außen auf Celina Schweizer, welcher sie als schwierig markiert. Darin nimmt sie auch eine Perspektivübernahme vor, was für andere im Kontakt mit ihr verbunden ist. In der Konkretisierung, was mit schwierig gemeint ist, fügt sie als Eigentheorie an, dass sie dort angefangen habe zu »*rebellieren*«. Dies deutet auf eine pädagogische oder therapeutische Bearbeitung der Zeit hin, in der sie ihre damaligen Handlungen als Phase der Rebellion zusammenfasst. Diese Deutung normalisiert auch die Zeit, in der sie war, da in der Jugendphase durchaus widerständiges Handeln und die Rebellion gegen Konventionen als normal konstruiert werden. Ein Bestandteil ihrer damaligen Rebellion ist auch, dass sie nicht mehr in die Schule geht. Vor dem Hintergrund ihrer bisherigen Schulerfahrungen kann hier konstatiert werden, dass sie das umsetzt, was sie schon lange Zeit wollte, nämlich nicht mehr an diesen Ort gehen, an dem sie so viel Gewalt ausgesetzt ist. Ihre Rebellion kann vor dem Hintergrund der Markierung als »*zu ruhig*« auch als eine Befreiung verstanden werden, da sie in der Folge der Rebellion sichtbar wird und ihr Aufmerksamkeit zuteilwird.

Insgesamt ist ihr Darstellungsstil hier voller beschreibender und eigentheoretischer Elemente und vertieft keine konkreten Handlungen oder Situationen. In ihren Reflexionen und Argumentationen über die damalige Zeit steht eine Lesart von sich selbst im Zentrum, mit der sie sich als abweichend und schwierig markiert und die ihre Rebellion im Rahmen der Jugendphase fasst. In dieser eigentheoretischen, problematisierenden Perspektive auf sich selbst bleiben die zahlreichen Wechsel in der Jugendhilfe oder auch die Anstrengungen unberücksichtigt, die sie unternehmen musste, um als berechtigte Adressatin der Jugendhilfe anerkannt zu werden. Weiterhin werden dadurch auch die belastenden Erfahrungen de-thematisiert, die sie zu Hause gemacht hat. Stattdessen dominiert eine individualisierende Sichtweise auf die Dynamiken zwischen den Institutionen und ihr, in welcher sie als schwierig und abweichend markiert wird. Offen bleibt auch, welche Bedeutung die Rebellion für sie hatte und inwiefern sie sich über das widerständige Moment ihrer Rebellion auch Freiraum und Handlungsfähigkeit erarbeitete, die sie in ihrer bislang so stark von anderen Menschen und Institutionen dominierten Biographie nur wenig entwickeln konnte. Die Rebellion und die damit verbundene Schulabsenz könnten in diesem Zusammenhang auch als Handlungsmodus gelesen werden.

In Bezug auf die Reflexionen zur Interviewsituation (vgl. Kap. 5.2) zeigt sich an dieser Stelle, dass die Biographin durchaus Momente beschreibt, in denen sie als handlungsfähige Akteurin sichtbar wird. Eng verbunden mit ihrer Darstellung von Handlungsfähigkeit ist aber auch die Übernahme der dominanten Perspektiven von Institutionen auf sie, die diese Form der Handlungsfähigkeit negativ bewerten. Damit wird in der Darstellung ihre eigene Perspektive auf ihr rebellisches Handeln unsichtbar gemacht.

Erneute Androhung einer Beendigung der Hilfe – »Entweder du hast etwas in einem Monat oder du fliegst raus«

//mmh/// (.) u::nd (.) nach dem dreiviertel Jahr hat es geheißen so Celina entweder du hast etwas in einem Monat oder du fliegst raus (.) //mmh/// (2) habe dann das interkulturelle Zentrum für Beruf gefunden ((leicht lachend)) (.) //mmh/// (.) und dort bin ich (.) dann (.) hin aber eben vorher habe ich (.) massiv Alkohol getrunken (.) //mmh/// auch Kokain genommen, (.) //mmh/// (4) ähm (5) (19; 119-123)

Hier wechselt sie kurz von dem abstrakten, beschreibenden Erzählstil und schildert eine konkrete Situation, in der sie vor eine Entscheidung gestellt wird. Die sprechende Person wird nicht genannt, sondern bleibt unpersonal (*hat es geheißen*), was sich damit bricht, dass die Aussage in wörtlicher Rede wiedergegeben wird. Dies kann darauf hindeuten, dass sich hinter der Aussage eine von den Vertreter*innen der Einrichtung unisono eingenommene Position verbirgt. Der In-

halt der Aussage ist eine klare Botschaft, die eine Drohung enthält: Entweder sie schaut sich nach »etwas« um oder sie wird in einem Monat aus der Einrichtung ausgeschlossen. In dem so dargestellten Ultimatum wird kein Spielraum eröffnet, sondern der Verbleib in der Einrichtung an Konditionen geknüpft.

Hier wird offensichtlich versucht, ihre Rebellion zum Teil umzulenken. Die Drohung setzt ein Bemühen um eine Lösung im institutionellen Sinne bei ihr in Gang, und sie findet in der Folge ein Angebot zur Berufsintegration. In der Formulierung zeigt sich, dass sie sich selbst erfolgreich um dieses Angebot der beruflichen Integration kümmert. Ihre Gedanken oder Emotionen bezüglich des Ultimatums erzählt sie nicht. Als Selbstbeschreibung über die Zeit, bevor sie das Angebot der Berufsintegration findet, geht sie noch darauf ein, dass sie »*massiv Alkohol getrunken* (.) ///*mmh*/// *auch Kokain genommen*« habe. Die Formulierung »*massiv*« stellt eine Bewertung der Menge dar und wirkt dramatisch. Hier verbindet sie den Erzählstrang rund um ihren Konsum von Alkohol und Drogen mit der Androhung des Abbruches durch die Institution. Die Art und Menge ihres Drogenkonsums strukturieren so auch die Prozesse, die sie in ihrer Biographie hier beschreibt.

Rückblende zu einem schlechten Ereignis mit einem Mann an Silvester

*ah:: mit sechzehn, (1) mache ich noch mal einen Sprung zurück, (.) ///*mmh*/// (.) äh::m (1) habe ich dann noch eine schlechte Erfahrung mit einem Mann gemacht, (.) ///*mmh*/// (4) an Silvester, (.) ja (2) ///*mmh*/// (3) ähm (7) (20; 123-125)*

Diese Sequenz ist von der vorigen durch eine Pause von vier Sekunden unterbrochen. Celina Schweizer eröffnet die Sequenz mit einer Altersangabe und der Erklärung, dass sie nochmals einen Sprung zurückmache. Dies deutet darauf hin, dass sie sich in ihrer Erinnerung ins Nacherleben und Nachvollziehen ihrer Geschichte begibt und versucht, deren zeitliche Zusammenhänge zu rekonstruieren. Das Ereignis, das sie hier anfügt, ist, dass sie »*eine schlechte Erfahrung mit einem Mann gemacht*« habe. Die Erzählerin deutet damit Gewalterfahrungen oder eine sexualisierte Form der Gewalt an, vertieft dies aber nicht weiter. Durch die Hervorhebung ihres damaligen Alters von 16 Jahren und die Bezeichnung der anderen Person als »*Mann*« wird angedeutet, dass sie noch minderjährig war, zwischen ihnen eine Altersdifferenz bestand und die Erfahrung im Geschlechterverhältnis verortet ist. Indem hier durch Andeutungen Vorstellungen und Bilder aktiviert werden, ist es ihr möglich, darüber zu reden, ohne ins Detail gehen zu müssen. Dies kann möglicherweise darauf zurückgeführt werden, dass die Erzählerin für sich selbst dieses

Ereignis im Interview nicht weiter vertiefen will, oder eventuell auch auf Erfahrungen damit, dass ihre Zuhörer*innen mit Details überfordert sind.⁴

Positive Urinproben – »Ja sie sind glaube recht mit mir am Anschlag gewesen«

„ja, (.) was gibt es noch,“ (6) ja ich habe oft positive UPs gehabt, (1) also Urinproben, (.) ///mmh/// und dann hat man halt Konsequenzen:: entweder Wochenende gesperrt oder man muss kochen, (1) irgendwann bin ich dann einfach nur noch auf dem Kochplan gestanden jedes Wochenende, (.) ///mmh/// (2) u::nd (.) das Wochenende haben sie mir probiert zu sperren ich bin aber jedes Mal ab; (1) ///mmh/// (.) ja (.) und irgendwann haben sie halt (4) haben sie auch keine UPs mehr abgenommen weil sie ja eh positiv gewesen sind, (.) ///mmh/// (1) ja sie sind glaube recht mit mir am Anschlag gewesen (.) ///mmh (.) mmh/// (.) (21; 125-132)

Bevor sie fortfährt, macht sie eine längere Pause. Die Formulierung »was gibt es noch« deutet auf ein Nachdenken darüber hin, was sie noch erzählen kann und was zur weiteren Entfaltung ihrer Biographie noch notwendig ist. Hier verstärkt sich der Eindruck der »sad story«, bei der die Erzählerin viele problemorientierte Erfahrungen beschreibt, denen sie mehrheitlich hilflos ausgeliefert zu sein scheint. Die suchende Formulierung, was es noch zu erzählen gibt, wirkt distanzierend zu ihrer Geschichte. Nach einer längeren Pause fährt sie mit dem nächsten Thema der »positiven Urinproben« fort, die im Heim zur Überwachung von Drogenkonsum durchgeführt werden und die bei ihr infolge ihres Konsums immer positiv ausgefallen seien. Die Art, in Abkürzungen von UPs zu reden, erscheint expertokratisch im institutionellen Sprachjargon der stationären Kinder- und Jugendhilfe.

Die beschreibende Erzählweise des Vorgangs der Urinproben macht deutlich, dass es sich um eine längere Zeit handelt, in der sie Drogen konsumiert, welche dann in ihrem Urin nachweisbar sind. Vorher berichtete sie von Kokain und Haschisch, die sie im Heim angefangen habe zu konsumieren. Offensichtlich wird dieser Konsum nun auch zum Thema in der Einrichtung. Celina Schweizer beschreibt hier eine Praxis der Kontrolle mit Sanktionen bei festgestelltem Drogenkonsum. Diese Praxis scheint bei ihr keinen Effekt zu haben, und mit der Zeit werden bei ihr auch keine Kontrollen mehr durchgeführt. Sie widersetzt sich den Sanktionen, indem sie trotzdem das macht, was sie will, und sich nicht dadurch einschränken lässt.

4 Ich habe hierzu im Nachfrageteil nicht vertiefend nachgefragt, weil ich angesichts der schon vorherrschenden Schwere der Erzählung nicht dieses potenziell belastende Thema vertiefen wollte. Dies kann auch als Beitrag zum Tabuisieren und Übergehen von Erfahrungen im Zusammenhang mit Gewalt interpretiert werden.

Die abschließende Reflexion der Sequenz (»*sind glaube ich echt am Anschlag gewesen mit mir*«) zeigt, dass sie aus ihrer heutigen Situation heraus vor allem wieder die Perspektive der Pädagoginnen hervorhebt und ihre eigenen Hintergründe, Emotionen oder Beweggründe nicht weiter ausführt. Insbesondere durch die Betonung, dass die Einrichtung mit ihr überfordert war, und in dem vorher zum Ausdruck gebrachten Mitleid gegenüber der Einrichtungsleiterin wird deutlich, dass sie sich von sich selbst in dieser Zeit distanziert hat und somit auch aus einer Position spricht, in der sie eine Entwicklung durchlaufen hat.

Die Erzählung veranschaulicht aber auch, dass mit dem Drogenkonsum und auch dem Widerstand gegenüber der Einrichtung für Celina Schweizer Handlungsmacht verbunden ist. So kann sie in diesen Bereichen Autonomie erleben und lässt sich trotz der Urinproben nicht davon abschrecken. Gleichzeitig wird erkennbar, dass sie ihre Handlungsfähigkeit in Bereichen auslebt, die vor dem Hintergrund dominanter Normalitätsvorstellungen als abweichend markiert werden. Hier wird auch deutlich, dass sie im Rahmen des Interviews sehr stark die institutionelle Perspektive auf den Drogenkonsum wiedergibt.

Die beschriebene Praxis der Urinproben zeigt eine Vorgehensweise auf, in der Institutionen und Anstalten auf »Ordnung« (Goffman 2009 [1969], S. 43) fokussieren, was einfacher ist als der Umgang mit komplexen Situationen. Bei Urinproben lassen sich klare Ergebnisse erzielen, wodurch der Eindruck vermittelt werden kann, dass die Institution sich kümmert. Interessant ist auch, dass Celina Schweizer von dieser Praxis erzählt und andere Dimensionen, die in dem Angebot als Hilfe offeriert werden, weniger im Fokus stehen. Damit scheint eine Überbetonung einer Praxis stattzufinden, die sich auf Sichtbares und Messbares konzentriert. Die Praxis der Urinproben kann auch unter der Überschrift der Kontrollmechanismen behandelt werden (vgl. hierzu auch fallvergleichende Analysen Kap. 8.1.4). Gleichzeitig wird in dem Fall auch deutlich, dass diese kontrollierende und sanktionsrerende Vorgehensweise bei ihr wenig Eindruck hinterlässt. Offensichtlich überwiegen für sie die positiven Aspekte in Bezug auf ihre widerständigen Praktiken und sie erlebt sich hier als handlungsfähig – vielleicht gerade vor dem Hintergrund, dass sie sich nicht einschüchtern lässt durch die Anstrengungen der Institution, sie davon abzubringen.

Auszug aus der stationären Jugendhilfe – »Ja: und dann (.) bin ich mit,° (4) achtzehneinhalb, (2) bin ich dann ausgezogen«

///mmh (.) mmh/// (.) ja, (.) °ja: und dann (.) bin ich mit,° (4) achtzehneinhalb, (2) bin ich dann ausgezogen (1) ///mmh/// (2) also habe (3) von einem Tag auf den anderen eine Wohnung gesucht, eigentlich, (.) ///mmh/// (.) und auch eine gefunden und ihnen dann

gesagt ja ich gehe auf dann, (2) ///mmh/// (.) was ich heute mittlerweile sage was ich bereue dass ich dort schon gegangen bin, (.) ///mmh/// (2) ja, (2) (22; 132-137)

Überraschend führt sie hier als nächstes Ereignis ihren Auszug aus der Jugendhilfe an, gerahmt durch die Altersangabe. Das Alter markiert, dass sie zu dem Zeitpunkt volljährig ist, was im Kontext der Übergänge aus stationärer Jugendhilfe in zweierlei Hinsicht relevant ist. Einerseits wird dadurch eine Grenze deutlich, bei der nur noch unter bestimmten Bedingungen der Verbleib in der Hilfe möglich ist; andererseits wird dadurch auch die Grenze markiert, bei der es möglich ist, alleine (außerhalb der Familie) zu leben, ohne alternativ in eine institutionelle Betreuung zu müssen. Damit beendet sie also ihre Hilfegeschichte selbstständig. Im Unterschied zu der Darstellung ihrer bisherigen Platzierungserfahrungen handelt sie hier autonom und trifft eine Entscheidung, bei der sie nicht von anderen abhängig ist. Nicht nur in der Erzählung erscheint der Auszug überraschend, sondern sie entschließt sich dazu spontan und beginnt »*von einem Tag auf den anderen*« mit der Suche nach einer Wohnung. In Bezug auf die Steuerung von Ereignissen, die sie betreffen, wird sie nun als handlungsfähige Akteurin sichtbar: »*habe von einem Tag auf den anderen eine Wohnung gesucht*«. Sie durchbricht mit diesem Schritt die Abhängigkeit von Erwachsenen und den Institutionen der Jugendhilfe und knüpft damit an ihre »*Rebellion*« an, in der sie ebenfalls autonom agierte.

In Bezug auf die Verlaufskurve in ihrer Biographie, die mit dem Tod ihrer Großmutter anfängt, kann die Szene im Krankenhaus als ein Wendepunkt verstanden werden, denn hier widersetzt sie sich erstmals der Ungerechtigkeit, der sie sich ausgesetzt fühlt. Allerdings bleibt sie in der Folge dennoch stark abhängig von den institutionellen Logiken und Entscheidungen der Entscheidungsträger*innen in der Kinder- und Jugendhilfe. Vor diesem Hintergrund können der Entschluss, dass sie nicht mehr in der Einrichtung leben will, und die damit verbundene Handlung als weiterer Wendepunkt verstanden werden. Hier fällt sie das erste Mal in der biographischen Erzählung eine Entscheidung, bei der sie nicht mehr von anderen Personen abhängig ist. Dies scheint auch vor dem Hintergrund bedeutend, dass in ihrer Darstellung erwachsene Personen wie ihre Sorgeberechtigten und Vertreter*innen der Einrichtung die Verantwortung ihr gegenüber nur unzureichend übernehmen.

Abschließend kommentiert sie diesen Wechsel aus der aktuellen Perspektive heraus, dass sie das frühe Ende der Hilfe bereue. Sie bewertet diese Entscheidung als falsch und baut eine kritische Distanz zu sich selbst auf aus der heutigen Situation. Anzunehmen ist, dass sich in der Folge der Entscheidung Entwicklungen ergeben haben, die von ihr so interpretiert werden, dass diese bei einem längeren Verbleib in der Jugendhilfe anders und für sie ›besser‹ verlaufen wären. Die Bedeutung dieses Schrittes und die damit zumindest vorübergehende Beendigung

der Abhängigkeit von anderen werden in ihrer Darstellung nicht weiter hervorgehoben.

Insgesamt wird ein ambivalentes Verhältnis sichtbar zwischen der Abhängigkeit von Institutionen und der eigenen Handlungsfähigkeit, die sich zeigt in Bezug auf die Beendigung des Hilfeverhältnisses oder auch in Bezug auf ihren Drogenkonsum.

Resümee Biographie in der stationären Jugendhilfe

Celina Schweizers Darstellung ihrer Biographie in der stationären Jugendhilfe ist von Abbrüchen und einer Nicht-Anerkennung ihres Hilfebedarfs auf der einen Seite und ihrem Widerstand dagegen auf der anderen Seite gekennzeichnet. Im Übergang in die Jugendhilfe konstruiert sie die stationäre Jugendhilfe als eine andere Welt. Sie markiert hier deutlich, dass ihr diese Welt der anderen und deren Subjektpositionen fremd sind, und distanziert sich davon.

Es entsteht ein kreislaufartiges Muster, bei dem sie wiederholt aus dem System der stationären Kinder- und Jugendhilfe ausgeschlossen werden soll und sie sich mit widerständigem Verhalten dagegen wehrt, bis sie erneut ausgeschlossen werden soll usw. Dabei dominieren einerseits institutionelle Entscheidungen diese Phase ihrer Biographie, andererseits unterwirft sie sich dem nicht nur, sondern verfügt mit ihrem widerständigen Handeln auch über Strategien, im Hilfesystem bleiben zu können.

In ihrer biographischen Reflexion zeigt sich, dass ihr die Dynamik zwischen den Institutionen und ihr nur teilweise zugänglich ist. In Bezug auf die Erfahrung des Ausschlusses wird die Interpretation der Biographin als Missachtung und Nicht-Anerkennung ihres Bedarfs deutlich. Gleichzeitig bleibt unklar, wie sie im institutionellen Kontext versucht, ihren Hilfebedarf zu legitimieren, da sie in ihrer Darstellung lediglich ihre Weigerung, nach Hause zu gehen, ins Zentrum rückt. Als einzige eigentheoretische Erklärung hinsichtlich des Scheiterns führt sie die im Kontext ihrer Kindergartenzeit hervorgebrachte Kategorisierung von sich selbst als zu ruhig an. Möglicherweise ist mit dieser Kategorisierung auch verbunden, dass sie nicht auf eine anerkannte Art und Weise über sich mit den Professionellen der stationären Jugendhilfe spricht und dies zum wiederholten Ausschluss führt. Für den Verbleib im Hilfesystem scheint die Notwendigkeit zu bestehen, sich sprachlich mit den Akteur*innen des Hilfesystems auseinanderzusetzen und zu artikulieren. Celina Schweizer beschreibt Strategien, wie sie durch Verweigerung und Protest in die Hilfe kommt. Allerdings scheint dann, sobald sie in einer Institution angekommen ist, ein Bruch zu entstehen, der zum Abbruch oder der Beendigung des Angebotes durch die Institution führt. Hier zeigt sich eine Kontinuität zwischen der Darstellung der Erfahrungen der Institutionen mit der in ihrer Familie. Durch beide Systeme, die Familie und die stationäre Kinder- und Jugendhilfe, fühlt

sie sich gleichermaßen zurückgewiesen und ausgeschlossen. Sie wird von Angebot zu Angebot geschoben, ihr wird mit Ausschluss gedroht, und sie reagiert dann nur auf das, was mit ihr gemacht wird. So wird eine Verobjektivierung von Celina Schweizer vorgenommen durch ihre Familie und die stationäre Jugendhilfe.

In Bezug auf Handlungsfähigkeit wird deutlich, dass sie diese während der stationären Kinder- und Jugendhilfe insbesondere in Bereichen entwickelt, die dort als abweichend gelten. Ein Beispiel hierfür sind die Beschreibungen des Konsums von Drogen. Durch die Praxis der Durchführung von regelmäßigen Drogentests wird ihr Konsum bemerkt und sanktioniert. Diese Phase des Konsums von Drogen interpretiert sie als Rebellion. Auch kann ihr Konsum von Drogen gelesen werden als ein Bruch ihrer Inszenierung als Opfer. Vor dem Hintergrund ihres biographischen Verlaufes wird sichtbar, dass diese Rebellion für sie in ihrer Darstellung zentral ist als Bereich, in welchem sie Handlungsfähigkeit entwickelt. Gleichzeitig aber bewertet sie durch die Übernahme von dominanten Deutungen und Normalitätsordnungen diese Handlungsfähigkeit nicht als positiv und vertieft ihre Perspektiven und Beweggründe für ihr damaliges Handeln nicht weiter. Handlungsfähigkeit scheint in ihrer Biographie immer viel mit Widerstand gegen Ungerechtigkeit oder gegen Einengung zu tun zu haben. Hierfür bekommt sie allerdings keine Anerkennung, sondern wird im Gegenteil sanktioniert. Dabei scheint ein Blick auf sie dominant zu sein, der ihre Anliegen nicht ernst nimmt. Auch dies ist ein Teil des wiederkehrenden Musters. So macht sie laufend ent-normalisierende Ausschluss erfahrungen.

Interessant ist in Bezug auf das Bild des Kreislaufs, dass sie sich in der letzten Einrichtung vor einem erneut drohenden Abbruch zunächst schützt, indem sie nach einer beruflichen Zwischenlösung sucht, um in der Einrichtung bleiben zu können. Mit der Volljährigkeit entschließt sie sich dann kurzfristig selbst, die stationäre Jugendhilfe zu verlassen. Somit beendet sie den Kreislauf an Abbruch erfahrungen durch andere und übernimmt an diesem Punkt die Steuerung ihrer Biographie. Auch hier lassen sich Anknüpfungspunkte an die Lesart der biographischen Konstruktion als ›sad story‹ herstellen. So markiert sie in Bezug auf die Beendigung der Hilfe, dass sie diesen Schritt aus aktueller Perspektive bereut und als falsch bewertet. Als Folge schränkt sie sogleich den positiven Aspekt ein, der hier in Bezug auf Handlungsfähigkeit sichtbar wird. Insgesamt scheint als Deutung ihres Lebens weiterhin dominant zu sein, dass ihr fortwährend große Probleme und viel Ungerechtigkeit widerfahren.

6.7 Übergänge nach der Jugendhilfe – Fortsetzung des Wechselspiels aus Abbrüchen und Neuanfängen – »Ja habe sehr viel (.) Selbstzweifel mit mir«

Übergang in die neue Wohnung – »Dann ist es (.) Katastrophe gewesen«

dann bin ich in meine Wohnung, (.) //mmh// (2) dann ist es (.) Katastrophe gewesen, weil von (.) ja, (.) wie viel ist man im Heim wir sind sieben Jugendliche plus Erzieher (.) //mmh// (1) ähm (1) ja nachher ist man ganz alleine; (.) //mmh// in der Wohnung; (.) //mmh mmh mmh// (.) ja:° mit dem bin ich dann nicht [zu Schlag] zurechtgekommen, (2) lang, (.) eigentlich sehr lange nicht, (2) bin ich oft immer draußen gewesen, (.) //mmh// ähm (.) habe mir dann auch Hilfe gesucht bei der Drogenberatung, (.) //mmh// (2) (23; 137-143)

In dieser Sequenz beschreibt sie die Konsequenzen, die für sie mit dem Übergang in eine eigene Wohnung verbunden sind. Auffallend ist, dass sie die neue Wohnung als »meine Wohnung« bezeichnet, was auf eine positive Verbindung hindeutet, die auch eine emotionale Dimension des Wohnens dort erahnen lässt. Diese positive Bezugnahme auf ihre Wohnung bricht sich mit der Bewertung der Zeit damals als eine Katastrophe für sie. Argumentativ führt sie als Ursache für den Zustand an, dass im Heim viele Jugendliche und Erzieher*innen anwesend sind, sie in der eigenen Wohnung hingegen »ganz alleine« ist. Durch den Ausdruck »man ist ganz alleine« beruft sie sich auf eine kollektive Erfahrung und redet so auch distanzierend über ihre eigene damit verbundene Krise. Alleine zu wohnen und überhaupt alleine zu sein, stellt für Celine Schweizer im Übergang aus der stationären Wohngruppe als einem Ort des gemeinschaftlichen Lebens eine Herausforderung bzw. Überforderung dar. Dies führt für sie zu einem Zustand, den sie als »Katastrophe« charakterisiert. Die Länge des Zustandes wird durch die Formulierung verstärkt (»lange eigentlich sehr lange«), wobei auch deutlich wird, dass sie mittlerweile nicht mehr so fühlt. Ohne dass sie hier ins Detail geht, was genau mit der »Katastrophe« im Alltag verbunden war, subsumiert sie diese Zeit unter dieser Überschrift.

Sie hält sich nicht viel am Ort der neuen Wohnung auf, sondern auf der Straße. Das »Draußensein« kann als Bewältigungsstrategie im Umgang mit der Einsamkeit verstanden werden. Nun fügt sie mit dem Rahmenschaltelelement »und dann« als Folge daraus zeitlich anschließend an, dass sie sich Hilfe bei der Drogenberatung sucht. Durch diese zeitliche und kausale Verbindung entsteht der Eindruck, dass die Drogenberatung und eventuell ihr Drogenkonsum in Verbindung mit ihrem Gefühl der Einsamkeit stehen, für das sie Unterstützung benötigt. Es zeigt sich eine Überforderung mit dem Umzug in die eigene Wohnung, und so sucht sich Celina Schweizer schnell nach einer neuen Form der Unterstützung. In ihrer Darstellung vermischen sich ein Gefühl der Einsamkeit und der Überforderung mit

dem Thema der Drogen, indem sie beschreibt, dass sie sich für Letzteres Hilfe holt. Hier wird also aus subjektiver Sicht eine Verbindung deutlich zwischen dem frühzeitigen Ende der Kinder- und Jugendhilfe, ihrem daraus resultierenden Gefühl der Einsamkeit und ihrer erneuten Anstrengung, Unterstützung zu bekommen. In Bezug auf die Artikulation von Hilfebedarf wird sichtbar, dass nach der institutionellen Logik Hilfebedarf artikuliert werden muss und es fraglich ist, ob sie hier in Bezug auf ihr Gefühl der Einsamkeit Hilfe bekommt oder ob die Thematik der Drogen im Zentrum steht.

Beschreibung ihrer Arbeitssituation – »Habe vom Sozialamt gelebt [...] bin aber immer auf Lehrstellensuche gewesen«

habe dort zur Zeit, (3) ah was habe ich gemacht ein Praktikum glaube ich in (1) Kindertagesheim, (.) ///mmh/// (3) ähm: (1) ///hm/// (2) habe vom Sozialamt gelebt, (1) ///mmh/// ja weil der Praktikumslohn ja nicht gereicht hat, (.) ///mmh/// (2) bin aber immer auf Lehrstellensuche gewesen nur ist das sehr schwierig, (1) ///mmh/// (4) ja, (1) habe dann auch mal noch einen Moment im, (2) Berufsintegrationsprogramm Anschluss gearbeitet, (.) ///mmh/// (1) ähm (.) der Putzreinigung, (3) dort bin ich dann rausgeflogen, (1) ((stärkeres Ausatmen)) ///mmh/// (1) weil ich immer zu spät gekommen bin, (.) ///mmh/// oder nicht gekommen bin (6) °hm° (5) (23; 143-150)

Nun eröffnet Celina Schweizer einen Parallelstrang, was sie zu der Zeit noch gemacht hat, und wendet sich dem Bereich des beruflichen Übergangs und ihrer finanziellen Absicherung zu. Durch die Pause und die Formulierung »*glaube ich*« entsteht der Eindruck, dass ihre Erinnerung daran weniger vital ist als an das Gefühl der Einsamkeit und Überforderung. In ihrer beschreibenden Darstellung, dass sie ein Praktikum gemacht und von der Sozialhilfe gelebt habe, wird eine Orientierung am Normallebenslauf deutlich, da sie auf den Bereich der Arbeit eingeht und damit einen weiteren zentralen normativen Bereich neben dem selbstständigen Wohnen im Prozess des Erwachsenenwerdens thematisiert.

In der Argumentation, warum sie neben dem Praktikum noch Sozialhilfe bezieht, wird deutlich, dass sie dies versucht zu legitimieren. Sie konstruiert sich als eine, die »*immer*« daran war, eine Lehrstelle zu suchen, was aber in der Umsetzung nicht einfach war. Darin werden ihre Bemühungen deutlich, dem Normallebenslauf entsprechend vom Bildungssystem über das Ausbildungssystem in den Beruf überzutreten. Gleichzeitig dokumentiert sich in ihrer Darstellung, dass sie ein Praktikum absolviert hat und sie nicht nur Geld erhalten, sondern sich auch um Arbeit bemüht hat.

Insgesamt werden in der Sequenz eine Orientierung an Normalitätsvorstellungen sichtbar, denen sie zu dieser Zeit nicht entspricht, und ihre damit verbundenen Legitimierungsbemühungen, diese Abweichung zu erklären. Gleichzeitig entwirft

sie sich als aktives Subjekt und übernimmt so auch die wohlfahrtsstaatliche Logik der Aktivierung und eine dementsprechende Übernahme von individueller Verantwortung für ihren verlangsamten Übergang in Arbeit. In Bezug auf Normalitätskonstruktionen wird deutlich, wie dominant Vorstellungen von linearen Übergängen sind und wie stark Celina Schweizer hier als Anforderung sieht, den Übergang autonom ohne finanzielle Unterstützung zu bewältigen.

Als weitere Station im Übergang in Arbeit nennt sie ein Berufsintegrationsprogramm, in dem sie als Putzkraft gearbeitet hat. Sie fokussiert in der Darstellung auf ihre Arbeit und geht nicht auf die dort erfolgte Unterstützung bei Fragen um ihre berufliche Integration ein. Dies kann als Darstellung ihrer Anstrengungen im Übergang in Arbeit verstanden werden, um der Norm zu entsprechen, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Die Institution beendet die Teilnahme für sie vorzeitig, weil sie sich nicht an die zeitlichen Vorgaben dort hält. Hier wiederholt sich die Erfahrung, dass sie frühzeitig aus Angeboten entlassen wird oder einen Abbruch angedroht bekommt. Die Begründung für den Abbruch erfolgt hier auf der Grundlage von Verhaltensweisen, die als falsch und abweichend markiert werden. Damit setzt sich auch im Bereich des Übergangs in Arbeit fort, dass ihr Weg voller Abbrüche und Unterbrechungen ist und sie adressiert wird als nicht passend und verantwortlich für die Beendigungen.

Insgesamt wird auch hier die wiederholte Dominanz von Erfahrungen sichtbar, die sie als nicht normal und abweichend markieren und bei denen von anderen ein problemorientierter Blick auf sie eingenommen wird. Für ihre Anstrengungen und ihre Fähigkeit, trotz der Abbrüche immer wieder Neuanfänge hinzubekommen, scheint sie im institutionellen Kontext keine Anerkennung zu erhalten. Vielmehr werden dort immer wieder Abbrüche herbeigeführt, die zu laufendem Widerstand und Anstrengungen der Biographin dagegen führen.

Beginn der Lehre – »Dann habe ich dann meine Lehre gefunden, (.) als Pflegeassistentin«

°hm° (5) ja, (.) dann habe ich dann meine Lehre gefunden, (.) als Pflegeassistentin, (.) //mmh/// habe ich im (.) [Quartier B] Spital gemacht (.) die Lehre, (.) //mmh/// (4) ja das Kiffen hat mich (.) immer begleitet auch dort sehr stark (.) //mmh (.) mmh/// (3) Kokain habe ich auch relativ (.) habe ich dort auch noch konsumiert, (.) //mmh/// (2) ähm (3) Alkohol gar nicht mehr, (.) //mmh/// (.) also ja, (.) zu einem Fest oder so schon mal aber sonst eigentlich nicht mehr, (3) ähm (3) (24; 150-155)

Nach dieser Erfahrung des Abbruches im Berufsintegrationsprojekt gelingt es ihr, trotz der thematisierten Schwierigkeiten, einen Ausbildungsplatz zu finden. Sie erzählt nicht, wie sie das geschafft hat, sondern fokussiert das Ergebnis der gefundenen Lehrstelle.

Als Modell für ihre Erzählung orientiert sie sich wieder an der Lebenslauflogik und geht beschreibend auf ihre Stationen vom Praktikum über das Unterstützungsangebot bis hin zum Beginn der Lehre ein. Mit der Formulierung »*meine Lehre*« stellt sie eine Verbindung zwischen sich und der Lehre her. Gleichzeitig verknüpft sie auch diesen Erzählstrang rund um ihre Ausbildung mit der Geschichte ihres Konsums von Marihuana, Kokain und Alkohol. Den Erzählstrang rund um ihren Rauschmittelkonsum greift sie immer wieder auf. Dabei geht sie insbesondere auf die Konsummenge ein und weniger darauf, was ihr das bspw. gebracht habe, in welchem sozialen Kontext sie diese Drogen zu sich genommen habe und welche Bedeutung dies für sie hatte. Ihren Drogenkonsum und dessen Menge scheint die Erzählerin zur zeitlichen Strukturierung ihrer Geschichte heranzuziehen. So konsumiert sie zu der Zeit noch Kokain, Alkohol bereits weniger. Das Kiffen habe sie in der Lehrzeit hingegen »*immer begleitet*«, worin sich eine Konstante für sie ausdrückt.

Zusammenfassende Evaluation zur Lehre – »Habe dann mit Mühe und Not die Lehre gemacht«

ja habe dann mit Mühe und Not die Lehre gemacht also besser gesagt ich habe dann (1) bin dann zu einer Psychiaterin, (.) //mmh// weil ich (1) ich bin so am Anschlag gewesen mit allem, (.) //mmh// (1) und (2) °gehe auch° seit dort, also sind jetzt, (1) sieben Jahr; (.) //mmh// (.) gehe ich in Therapie, (.) //mmh// (3) //mmh// (4) ähm (3) //mmh// (4) °ja, (.) habe ich diese Lehre, (.) bestanden,° (2) (24; 155-160)

Nun geht sie evaluierend auf die Art und Weise ein, mit der sie die Lehre bewältigt hat, und sagt, dass sie diese nur mit »*Mühe und Not*« hinbekommen habe. Dies bringt zum Ausdruck, dass es für sie unter großer Anstrengung ganz knapp zum Abschluss gereicht habe. Ausgelöst durch die belastende Situation, holt sie sich schließlich Hilfe und geht zu einer Psychiaterin. Die Ursachen für ihren stark belastenden Zustand lässt sie an dieser Stelle unbestimmt: Die Formulierung »*mit allem*« deutet aber an, dass es sich auf ihre gesamte Lebenssituation zu der Zeit bezieht. Der Besuch bei der Psychiaterin eröffnet eine neue Form der Hilfe, die sie auch heute noch nutzt. Wie das Angebot der Drogenberatung für sie war und ob sie das aktuell noch immer in Anspruch nimmt, lässt sie offen. Die Sequenz schließt die Erzählerin damit ab, dass sie auf die nächste Station in ihrem Arbeitsleben eingeht:

(2) dann (2) habe ich noch einen kurzen Moment im [Quartier B] Spital gearbeitet, also sind im ga- gerade noch zwei Monate gewesen wo sie mich noch gebraucht haben, (2) (24; 160-162)

Celina Schweizer fährt damit in ihrer lebenslauflogischen Abhandlung fort, geht auf die nächste Station im Übergang in Arbeit ein und fokussiert auf ihre Berufstätigkeit nach der Ausbildung. Die erste Station in ihrem Übergang in Arbeit nach der Ausbildung dauert nur zwei Monate und ist in dem Spital, in welchem sie auch die Ausbildung absolviert hat. Sie bezieht das Ende des Anstellungsverhältnisses nach zwei Monaten darauf, dass sie dort danach nicht mehr gebraucht worden sei. Darin wird deutlich, dass sie die Beendigung des Anstellungsverhältnisses auf sich bezieht und sich in der Folge nicht »gebraucht« fühlt. Diese Orientierung kann auch in Bezug gesetzt werden mit ihren bisherigen Erfahrungen im Übergang in Ausbildung, bei dem sie normierend als nicht passend adressiert wurde, und sie Abbrucherfahrungen machte, weil sie sich nicht an die vorherrschenden Regeln und Normen hielt. Ihre Interpretation, nicht mehr gebraucht zu werden, bringt ihr Gefühl zum Ausdruck, mit dem, was sie zu bieten hat, nicht verwertbar zu sein.

Insgesamt erzählt sie ihre Lehrzeit und den Übergang in Arbeit zeitlich stark zusammengefasst und vertieft dabei nicht einzelne Erlebnisse und Erfahrungen, sondern geht vielmehr beschreibend, argumentierend und abstrahierend auf unterschiedliche lebenslaufbezogene Stationen ein. Es wird deutlich, dass sich auch im Umgang mit Institutionen und Arbeitgebenden kreislaufähnlich die Erfahrung von Abbrüchen wiederholt, die sie sowohl in der Kinder- und Jugendhilfe als auch in ihrer Familie schon gemacht hat.

Fußoperationen und befristete Arbeitsstellen sowie Kündigungen – »Habe meinen Fuß fünfmal operiert«

und nach- (.) her, (.) habe ich meine erste Fußoperation gehabt, (.) //mmh/// (.) dann bin ich sieben Monate ausgefallen, (.) //mmh/// (3) ähm (2) dann, (1) habe ich, (.) eine Stelle gefunden, (.) in [Gemeinde Q] im Spital, (.) die ist aber allerdings nur (.) temporär gewesen, also //mmh/// (.) ich bin dann (1) ein Ja:hr oder ein und halb weiß nicht mehr (1) ein Jahr oder ein und halb Jahre bin ich (1) in [Gemeinde Q] im Spital gewesen, mit (.) auch mit Intensivbetten, (3) ja (3) °nachher,° (3) habe ich glaube noch mal, (.) also ich habe meinen Fuß fünfmal operiert aber weiß mittlerweile nicht wann ((leicht lachend)) genau, (.) //mmh mmh/// (.) ich glaube (1) dort habe ich dann auch noch mal operiert, (3) ja: und dann habe ich dann eine Stelle gefunden im (.) Seniorenzentrum Dorfbach, in [Quartier Q], (.) //mmh,/// (.) da bin ich aber nur ein halbes Jahr gewesen weil sie mir gekündigt haben (1) //mmh (25; 162-172)

Nun wird ihre Orientierung an den ›Normalstationen‹ (Ausbildungsplatzsuche, Ausbildung, Berufstätigkeit) nochmals durchbrochen durch eine Fußoperation. Das körperliche Ereignis unterbricht ihre Bemühungen, normalbiographischen Vorstellungen zu genügen. Ihre beruflichen Übergänge, die bislang schon als

brüchig von der Erzählerin beschrieben wurden, werden nun also erneut durch die Fußoperationen unterbrochen. Ähnlich wie schon beim plötzlichen Tod ihrer Großmutter oder ihrer Blinddarm-OP wird hier ihr Leben erneut durchkreuzt von einem plötzlichen körperlichen Ereignis. Somit ist in ihrem krisenhaften Verlauf neben den Abbrucherfahrungen durch Arbeitgeber*innen auch die körperliche Dimension ein Bereich, der den biographischen Verlauf von Celina Schweizer beeinflusst und dem sie sich ausgesetzt fühlt.

Nach dem Ereignis der Fußoperation und ihrer beruflichen Pause durch die Krankheit findet sie wieder eine Stelle in einem Spital in Gemeinde Q. Die genaue Dauer der Anstellung weiß sie nicht mehr, aber als Konkretisierung der Stelle führt sie an, dass dort Intensivbetten vorhanden waren, was eine gewisse Intensität in der Anforderung bei der Pflege vermuten lässt. Bedeutsam erscheint weiterhin die Tatsache der Befristung der Anstellung für sie zu sein. Dies knüpft für sie an die Erfahrung und das bekannte Gefühl an, nicht gebraucht zu werden.

Im Anschluss an das temporäre Anstellungsverhältnis muss sie sich erneut einer Fußoperation unterziehen und kommentiert, dass sie diese Operationen nicht mehr genau zeitlich zuordnen könne: »*habe ich glaube noch mal, (.) also ich habe meinen Fuß fünfmal operiert aber weiß mittlerweile nicht wann* ((leicht lachend))«. Sie formuliert hier aktiv, dass sie ihren Fuß mehrere Male operiert hat, was darauf hindeutet, dass sie die Entscheidung dazu aktiv gefällt hat. Welche Beschwerden sie vor den Operationen hatte, führt sie nicht weiter aus, vielmehr scheint mit dem Problem am Fuß für sie die Erfahrung verbunden zu sein, diesen Beschwerden und den Folgen der Operationen ausgesetzt zu sein. In der Folge wird sie immer wieder in ihren Bemühungen gestört, eine Arbeit zu finden.

Nach der Sequenz, in der sie gerafft und distanziert das Ereignis der vielen Fußoperationen erwähnt, greift sie wieder den Faden ihrer beruflichen Übergänge auf und geht dann darauf ein, dass sie eine Stelle gefunden habe im Seniorenzentrum Dorfbach. Auch hier ist für sie mit der Anstellung die Erfahrung von Abbruch verbunden, da ihr dort nach einem halben Jahr die Kündigung ausgesprochen wird. Die Spirale aus Befristung und frühzeitigem Abbruch, ihren Operationen sowie dem Gefühl, nicht gebraucht zu werden und nicht passend zu sein, setzt sich damit fort.

In der gerafften Art der Darstellung der zahlreichen Stationen, Kündigungen, Abbrüche etc. kommen die Unsicherheit und Dynamik der Zeit zum Ausdruck, in der sie viel Energie für Wechsel und Neuankünfte aufbringen muss. Auch zeigt sich, wie schon in der Darstellung ihrer unterschiedlichen Kinder- und Jugendhilfestationen, eine immer wiederkehrende Erfahrung des Ausschlusses. Ein- und Ausschluss in Arbeit erscheinen so wie ein Perpetuum Mobile und die Biographin scheint diesem Wechselspiel ausgeliefert zu sein. Damit einher geht auch ein Pendeln zwischen Erfahrungen, in denen etwas mit ihr gemacht wird, sie also ausgeschlossen wird und dabei passiv erscheint, und ihrer Reaktion darauf, in der sie

sich immer wieder handlungsfähig zeigt trotz der zahlreichen wiederkehrenden Ausschlüsse.

Hintergrundkonstruktion zur erneuten Kündigung – »Ja dann bin ich ins nächste Loch gefallen«

(2) *ja weil ich bin länger ausgefallen und (.) sie haben so einen Jobcoach, (.) //mmh// wo wenn man länger ausfällt mit einem anschaut wieso: was kann man //mmh// machen dass man wieder (.) schneller zurückkommt, //mmh (.) mmh (.) mmh// (.) und (.) meine Therapeutin und er haben dann einen (.) Termin gehabt, und er hat meine Therapeutin falsch verstanden er hat verstanden gehabt (.) dass ich weiterhin 50 Prozent krank bin auf Kosten von der (.) vom Geschäft; (.) //mmh// (1) u:nd das ist er im (.) Pflegedienstleiter sagen gegangen //mh// und dann hat er mich (.) ohne Vorwarnung (.) ohne Gespräch (.) gekündigt; (.) //mmh// (.) mit der Begründung ich hätte ihn doch verarscht, und ich hätte das von Anfang an gewusst und so (.) //mmh// (2) ja dann bin ich ins nächste Loch gefallen (.) //mmh// ja; (26; 172-181)*

Der Erzählduktus ändert sich hier, da die Erzählerin nun die stark geraffte, beschreibende Ebene verlässt und auf einzelne konkrete Szenen eingeht. Die Konkretisierung dient an dieser Stelle dazu, verständlich zu machen, wie es zur erneuten Kündigung kommt. Als Ursache führt sie ein Missverständnis an, das durch den Einsatz eines Jobcoaches entstanden sei. Den Jobcoach erlebt sie als vom Arbeitgeber geschickt: »*sie haben so einen Jobcoach*«. Er wird von ihr nicht als eine für sie parteiliche Instanz dargestellt, sondern als jemand, der »*schaut*«, ihre Situation betrachtet und dann nach Möglichkeiten bzw. einer Lösung sucht, um Arbeitskräfte möglichst »*schnell*« wieder vollumfänglich arbeiten zu lassen. Im gesamten Prozess des Jobcoachings fühlt sie sich nicht im Zentrum, und es werden auch ohne sie Gespräche geführt. Ihre Therapeutin wird in diesem Prozess auch befragt. In der Formulierung der Unterstellung, dass sie »*krank ist auf Kosten des Geschäfts*«, wird eine ökonomische und personalisierte Perspektive auf Kranksein zum Ausdruck gebracht. Krankheit wird als ein Schaden für ein Unternehmen interpretiert, da dadurch Kosten entstehen, die das Unternehmen tragen muss. Weiterhin erscheint hier Krankheit als selbst verschuldet und moralisch verwerflich, da dadurch Kosten entstehen. Ihr Befinden oder die Ursache ihres Krankseins werden in dem Prozess nicht fokussiert. Hier setzt sich die Erfahrung fort, die Celina Schweizer in Bezug auf ihre Heimunterbringung erlebt hat: Von Institutionen legitimierte Expert*innen reden über sie, während sie nicht beteiligt wird an bedeutsamen Weichenstellungen in Bezug auf ihr Leben. Weiterhin wiederholt sich auch die Erfahrung des Abbruches, indem ihr gekündigt wird. In der Kündigung zeigt sich erneut eine Begründung, die sie individuell dafür verantwortlich macht. In der Folge konstatiert sie, dass sie danach »*in das nächste Loch gefallen ist*«.

Verlust einer Kollegin aus dem Heim

C: ja; (4) habe dann, (3) wann ist das gewesen irgendwann habe noch eine Kollegin vom Heim verloren, die hat (.) sich vor einen Zug geworfen, (1) ///mmh/// (2) ja (6) ///mmh/// (5) ähm (5) °muss ich gerade überlegen,° (1) habe gerade den Faden verloren (.) ///mmh/// @ (1) @ (1)

I: Schenk ich Ihnen noch mal Wasser ein und dann haben Sie das (.) hm ((schenkt Wasser ein)) (27; 181-187)

Nach dieser erneuten Kündigung ihrer Arbeitsstelle erzählt Celina Schweizer vom Selbstmord einer Kollegin, die sie aus dem Heim gekannt hat. Damit kommt noch ein weiteres krisenhaftes Ereignis hinzu in der Zeit, in der sie sich ohnehin schon in einem »Loch« befindet. An diesem Punkt gerät ihre Erzählung ins Stocken, und sie scheint von der Erinnerung an diese Zeit überwältigt zu sein und expliziert auch, dass sie »gerade den Faden verloren« habe. In Bezug auf die Art, wie sie die Biographie konstruiert, fällt auf, dass sie in ihrer Darstellung der Zeit im Heim keine Kollegin erwähnt und sich hier eher einsam dargestellt hat ohne enge soziale Bezüge. Die Kollegin, die sie aber offensichtlich hatte, erwähnt sie nun im Zusammenhang mit deren Tod. Als Folge dieser Darstellung wirkt sie als Protagonistin mit schweren Schicksalsschlägen und ungerechten Ereignissen konfrontiert, die sie einsam bewältigen muss.

Die Interviewerin spricht nun in die lange Pause hinein, sagt, dass sie ihr noch mal Wasser einschenke, und versucht, sie wieder zurück zur Erzählung zu führen. An dieser Stelle wäre es auch möglich gewesen abzufragen, ob die Erzählerin überhaupt weitererzählen wolle oder eventuell eine Pause brauche. Die Interviewerin scheint aber eher darauf abzuzielen, dass das Interview weitergeht.

Übergang in die Psychiatrie – »Dann habe ich meinen ersten Aufenthalt in der Psychiatrie gehabt«

Nach der Sequenz, in der Celina Schweizer vom Selbstmord ihrer Kollegin berichtet, fährt sie mit der Erzählung ihrer unterschiedlichen Stationen in der Psychiatrie fort:

C: ((leichtes Lachen)) (2) ähm, (4) ja, dann habe ich meinen ersten Aufenthalt in der Psychiatrie gehabt, (2) das ist gewesen, (2) zwei::tausendund- (.) zehn (.) ///mmh/// (1) ja, (.) ich bin dann erste Mal (2) dort gewesen, das hat mir relativ (.) viel gebracht, (1) ///mmh/// also nein ich bin besser gesagt im Nullacht das erste Mal in die Tagesklinik [Gemeinde PJ] (.) ///mmh/// (.) und dort (.) ja bin ich insgesamt dann viermal gewesen und ///mmh/// (3) ja: (4) ja dann habe ich die Stationäre drei Monate gemacht, und (2) es ist mir auch ein bisschen besser gegangen wo man wieder daheim gewesen ist ist es einem

wieder schlechter gegangen ///mmh/// wie man es halt so kennt,(.) ///mmh/// (2) ähm
(3) (28; 188-196)

Hier berichtet sie von ihrem Aufenthalt in der Psychiatrie, den sie als »meinen ersten Aufenthalt in der Psychiatrie« bezeichnet. Das ist eine Ausdrucksform, in der sie sich mit dem Aufenthalt und der damit verbundenen Hilfegeschichte in Verbindung setzt, ähnlich wie auch schon mit ihrer ersten Wohnung oder ihrer Ausbildung, die sie auch mit dem Adjektivpronomen »mein« versieht. Die Charakterisierung als »ersten« Aufenthalt dort legt nahe, dass noch mehrere folgen, und so beschreibt sie im weiteren Verlauf auch ihre verschiedenen Stationen im psychiatrischen institutionellen Kontext. Durch den Psychiatrieaufenthalt wechselt sie erneut in ein institutionelles Setting zum Wohnen. Mit der Andeutung verschiedener Stationen setzt sich möglicherweise ihre Hilfebiographie institutionell fort.

Sie beschreibt hier Schritte der Hilfe durch die Psychiatrie und reflektiert diese dahingehend, was ihr die jeweiligen Angebote gebracht haben. Sie lokalisiert den ersten Psychiatriebesuch mit Jahresangabe und markiert mit diesem genauen Datum, dass mit der Psychiatrie eine neue Zeit für sie anfängt. Zunächst resümiert sie, dass ihr der Aufenthalt »relativ viel gebracht« habe. Diese positive Entwicklung sticht vor dem Hintergrund der krisenhaften Ereignisse, von denen sie vorher berichtet hat, heraus. Durch das abschwächende Adjektiv »relativ« wird deutlich, dass die positive Entwicklung aber auch hier mit Einschränkungen verbunden ist. Diese Relativierung von positiven Entwicklungen ist eine Form der Darstellung, auf die Celina Schweizer in ihrem Interview häufig zurückgreift und die das Belastende und Problemorientierte ihrer Erzählung verstärkt.

In einer Rückblende zum Aufenthalt in einer Tagesklinik, die sie auch mehrfach besucht hat, macht sie deutlich, dass sie auch schon vor dem Psychiatrieaufenthalt Unterstützung für psychische Gesundheit bekommen habe. Die Unterbringungsformen stationär und ambulant werden von ihr zur Unterscheidung der beiden Angebotsformen herangezogen, womit sie diese institutionelle Logik für ihre Darstellung nutzt. Nach dem Einschub und der Rückblende zur Tagesklinik greift sie wieder den Faden zu ihrem ersten Psychiatrieaufenthalt auf, knüpft an die Beschreibung an, was ihr der Aufenthalt gebracht habe, und ergänzt, dass es ihr in der Folge »ein bisschen besser gegangen ist«. Auch hier schränkt sie die Verbesserung ihres Wohlbefindens durch die Hilfe insofern ein, als sie nur von einer kleinen Verbesserung spricht. Diese leichte Verbesserung wird allerdings mit dem Wechsel zurück nach Hause wieder schlechter. Hier bringt sie durch die unpersönliche Formulierung »wie man es halt so kennt« zum Ausdruck, dass diese Verschlechterung etwas Regelhaftes habe und es nicht nur ihr so gehe, sondern dies eine normale Entwicklung darstelle nach dem Verlassen der Psychiatrie und der Rückkehr in das alte Umfeld. Durch diesen Verweis drückt sie zum einen eine Expertise für das Angebot und seine Wirkung aus, und zum anderen entindividualisiert sie dadurch

auch ihre Erfahrung. Dies sticht aus den anderen institutionellen Beschreibungen von Celina Schweizer heraus, bei denen eher auf individualisierende Deutungen verwiesen wurde, wenn sich ihre Probleme nicht verbesserten und sie selbst dafür die Verantwortung übernahm. Auch neu ist, dass sie damit an eine kollektive Erfahrung anknüpft und an eine virtuelle Gruppe, mit der sie ihre Erfahrungen vergleicht.

Wechsel zwischen Angeboten – »Die haben [...] dann (.) nachdem ich erzählt habe wieso ich komme (1) gefunden ich soll stationär kommen«

(2) ähm (3) ja, dann bin ich eigentlich immer krankgeschrieben gewesen, (1) u:nd noch mal in die Tagesklinik dort, (1) //((Interviewerin reißt Blatt vom Block))// (.) glaube noch mal, (.) fünf Monate oder so, (1) //mmh// (2) u:nd (.) dann habe ich eigentlich wollen in die Tagesklinik [Großstadt A] bei der Südstraße, (1) die haben sich dann haben sich dann (.) nachdem ich erzählt habe wieso ich komme (1) gefunden ich soll stationär kommen, ((leicht lachend)) (.) //mmh//(28; 196-201)

Hier präsentiert die Erzählerin ihren Wunsch, ambulant in eine andere Tagesklinik zu gehen. Repräsentant*innen der Einrichtung, die sie nicht näher spezifiziert, entscheiden aber auf der Grundlage der von ihr dargestellten Ursachen für den Aufenthalt, dass ein stationäres Angebot hierfür das Passende sei. Ihre Gründe für den Wunsch, in diese Tagesklinik zu wollen, und wie sie ihren Hilfebedarf dort dargestellt hat, führt sie nicht weiter aus. So scheint im Zentrum ihrer Darstellung zu stehen, dass ihrem Wunsch nicht entsprochen wurde, und nicht, wie die Entscheidung zustande kam. Es wiederholt sich die Erfahrung, dass sie Hilfe will und ihr dies von institutioneller Seite aus verwehrt wird. Das leichte Lachen kann als nonverbale Kommentierung des institutionellen Vorgehens interpretiert werden.

Die Entscheidung, dass sie in eine stationäre Einrichtung solle, die in der Institution gefällt wird, stellt sie im unbestimmten Plural dar. Dies bringt die Einhelligkeit des Expert*innensystems zum Ausdruck, konkrete Entscheider*innen sind dabei jedoch unsichtbar. Vielmehr wird durch diese Darstellung auch unterstrichen, dass sich diese auf expertokratische Wissensbestände berufen.

Stationärer Klinikaufenthalt – »Dann bin ich in der Psychiatrischen Klinik gelandet«

dann bin ich in der Psychiatrischen Klinik gelandet in [Großstadt A]; (.) und da gehe ich nie mehr hin (.) //mmh// (1) ja (.) ich bin dann drei Monate dort gewesen, (4) ähm (.) ja (2) habe eine mega blöde (1) Betreuerin gehabt, (2) wo (1) dann auch gesagt hat (.) ja:: Sie sind nur da (.) weil Sie Freunde suchen:: und (2) dann nachher habe ich zuerst lachen müssen ich habe nicht anders können (1) //mmh// habe ich gesagt ja sicher, (2) genau deswegen

komme ich da hin, (.) //mmh//(1) ja ich bin dann am Schluss auch herausgeflogen wegen dem Kiffen (2) (28, 201-207)

In der Folge geht Celina stationär in die Psychiatrische Klinik. Für sie ist der Aufenthalt dort letztendlich nicht hilfreich, was aufzeigt, dass die Entscheidung aus ihrer Sicht falsch war. Die Formulierung »dann bin ich in der Psychiatrischen Klinik gelandet« verweist darauf, dass sie sich erneut nicht als selbst steuernde Akteurin erlebt. Ihr Wunsch, eine ambulante Hilfe wahrzunehmen, wurde nicht berücksichtigt. Der Aufenthalt dort erscheint institutionell bestimmt, wobei Celina Schweizer mit der Formulierung »gelandet« die Metaphorik des Fliegens aufgreift. In ihrer Darstellung wirkt die ›Landung‹ in der Psychiatrischen Klinik ein wenig planlos. Aus aktueller Perspektive zieht sie den Schluss, nie wieder in diese Einrichtung zu gehen, was sie mit Erfahrungen legitimiert, die sie dort gemacht hat. So charakterisiert sie ihre Betreuerin auf einer persönlichen Ebene negativ mit der alltags-sprachlichen Formulierung »*mega blöde*«. Als Begründung für diese Einschätzung führt sie deren Unterstellung an, nur aus sozialen Gründen in der Psychiatrie zu sein, nämlich um Bekanntschaften machen und Freund*innen gewinnen zu können. Celina Schweizer weist diese Aussage als haltlos von sich; ihr Lachen unterstreicht die Ungeheuerlichkeit, die für sie darin liegt. Zu der negativen Erfahrung mit der Betreuerin kommt ihre frühzeitige Entlassung aus dieser Einrichtung wegen ihres Haschischkonsums.

So wiederholt sich auch an dieser Stelle das institutionelle Muster: Celina Schweizer bemüht sich um Hilfe, diese wird ihr verwehrt bzw. sie wird vorzeitig aus der Hilfe entlassen. Institutionen des Hilfesystems dominieren wieder die Ereignisse und steuern ihre Biographie. Damit ist sie erneut einem institutionellen Ablaufmuster unterworfen, bei dem sie verobjektiviert verschoben wird. Abschließend greift sie nochmals die Metaphorik des Fliegens auf: Erst sei sie in der Einrichtung »*gelandet*«, dann wieder »*herausgeflogen*«. Zusammenfassend knüpfen aus ihrer Sicht also weder der Beginn noch das Ende der Hilfe in der Psychiatrischen Klinik an den von ihr formulierten Unterstützungsbedarf an. In ihrer retrospektiven Betrachtung dokumentiert sich erneut das Gefühl der Machtlosigkeit.

Reflexive Betrachtung unterschiedlicher institutioneller Praxen – »Also das ist der Unterschied gewesen [...] die haben einen nicht gerade herausgeworfen«

also das ist der Unterschied gewesen zwischen dem vorigen wo ich im Zauberberg gewesen bin die haben wenigsten mit einem angeschaut, (1) die haben einen nicht gerade herausgeworfen wenn man gekiff hat sondern (.) //mmh// die haben angeschaut wieso ist es dazu gekommen (.) und an diesen Problemen gearbeitet (.) //mmh// (.) und Psych-

iatrische Klinik ist halt schon bekannt für Suchtpatienten sie machen einen Entzug, (.) dann entlassen sie sie aber angeschaut wird eigentlich nicht wieso sie diese Sucht haben (.) //mmh (.) mmh/// (2) und bin dann dort gegangen und bin dann anschließend in die Tagesklini:k (1) Zauberberg gegangen (2) drei Monate, (1) ja (2) das ist gewesen Ende (1) zwei::tausendelf, (2) ja, (1) (28; 207-215)

In diesem Teil reflektiert sie die unterschiedlichen Ansätze der psychiatrischen Klinik und der Tagesklinik Zauberberg, die sie im Anschluss an den Rausschmiss besucht. Sie überschreitet damit ihre Rolle als Hilfeempfängerin und beschäftigt sich mit den Konzeptionen hinter den Hilfen, die sie erfahren hat. Sie macht hier auch ein kollektives Wissen von Adressat*innen deutlich, die sich über die verschiedenen Einrichtungen informieren: »*Psychiatrische Klinik ist halt schon bekannt für [...]*«. Dies bringt eine expertokratische Haltung gegenüber ihrer eigenen Hilfegeschichte zum Ausdruck und ermöglicht ihr auch eine Distanzierung davon. Sie beschreibt das Vorgehen der Psychiatrischen Klinik als Entzug von Drogen, ohne Beschäftigung mit den Ursachen für den Konsum, und die Tagesklinik Zauberberg als Einrichtung, in der kein Ausschluss vollzogen werde bei Konsum, sondern an den Ursachen für den Drogenkonsum gearbeitet werde. Sie unterstreicht die Bedeutung dieses Vergleichs durch »*ist halt schon bekannt*« und beansprucht damit ein Wissen für sich, das allgemein für Adressat*innen bekannt ist. Dies kann als Strategie des Widerstands gelesen werden, mit der sie sich aus der Hilflosigkeit befreit, die durch die Übermacht der Institutionen in ihrer Biographie aufgebaut wird. Celina Schweizer bedient sich der Logik von Institutionen in ihrer Darstellung und beruft sich auf deren Normalitäten in den Konzeptionen, um das Angebot selbst infrage zu stellen. Weiterhin entsteht dadurch als Effekt, dass sie den Abbruch durch die Klinik nicht individualisiert deutet. Vielmehr stellt sie durch den Vergleich das gesamte Vorgehen der Einrichtung infrage und die Sinnhaftigkeit dahinter.

Reflexion der Therapieerfahrungen (Nachfrageteil) – »Also ich habe Borderline«

C: Ja::: oder (1) sie fragt mich dann immer ja wie ist es mit dem Kiffen, (1) wie ist es mit Ihrer Stimmung, (1) ja: wie ist es mit ähm (.) oh je was gibt es auf dieser Diary Card ich weiß es gar nicht (2)

I: Was für eine Diary Card

C: Diary Card ja das ist eine:: spezielle Form (.) von (.) also ich habe Borderline, (.) //mmh/// u:nd (.) das ist so eine Therapieform wo ich ich in:: (.) in der Klinik kennengelernt habe wo man eigentlich jeden Tag aufschreibt (1) hat man (.) suizidale Gedanken gehabt:: hat man sich selber verletzt hat man sich (.) oder (.) Drogen konsumiert oder was auch immer ähm hat man positive Aktivitäten gehabt und (.) einfach so gewisse Sachen (.) //mmh/// (634-643)

In dieser Sequenz im Nachfrageteil reflektiert Celina Schweizer Aspekte ihrer Therapieerfahrungen und beschreibt hier die Diary Card, die sie täglich ausfüllt und dann wöchentlich mit ihrer Psychiaterin bespricht. In der Interaktion wird deutlich, dass die Interviewerin die Methode nicht kennt, und Celina Schweizer erklärt ihr den Ansatz.

Zunächst eröffnet sie die Erklärung mit der Selbstbeschreibung »also ich habe Borderline«. Mit dieser Formulierung scheint sie die Diagnose als Folie zu nutzen, vor deren Hintergrund sie sich selbst analysiert und beschreibt. Dabei führt sie Verhaltensweisen auf das damit verbundene diagnostizierte Krankheitsbild zurück. Die Diary Card führt sie als eine Therapieform ein, die mit dieser Diagnose in Verbindung steht und die sie in einem Klinikaufenthalt kennengelernt hat.

In der Beschreibung der Therapieform greift sie auf eine Formulierung in der unbestimmten dritten Person zurück und bringt darin die Verbindung ihrer Erfahrungen und ihres Wissens mit einer übergeordneten und verallgemeinerbaren Regelhaftigkeit der Therapie zum Ausdruck. Der Kern der Methode ist die Dokumentation von Verhaltensweisen und Gedanken. Exemplarisch führt sie hier eine Reihung auf von Aspekten, die dokumentiert werden: »hat man (.) suizidale Gedanken gehabt: hat man sich selber verletzt hat man sich (.) oder (.) Drogen konsumiert oder was auch immer ähm hat man positive Aktivitäten gehabt und (.) einfach so gewisse Sachen (.)«. Auffallend ist hier die konkrete Aufzählung von Aspekten zur Dokumentation, die die Konnotation von Krankheit haben und die auf individuelle Verhaltensweisen fokussiert sind. Sie gibt eine Palette an Beispielen von Selbstmord über selbst-verletzendes Verhalten bis zu Drogenkonsum und öffnet diese mit »oder was auch immer« für weitere ähnliche Aspekte. Im Unterschied dazu wirken die noch angehängten »positive(n) Aktivitäten« weniger konkret und scheinen für sie nicht so sehr im Zentrum der Methode zu stehen. Von der Begriffswahl her wirken die als abweichend markierten Bereiche angelehnt an die Perspektive von Expert*innen, die anhand eines Diagnoserasters gewisse Verhaltensweisen definieren und diese zur Bestimmung von Krankheitsbildern nutzen, die sich durch die Markierung einer Abweichung von einer imaginären Normalität ergeben. Durch die expertokratischen Begriffe, die Celina Schweizer hier nutzt, entsteht eine Distanzierung zu ihren eigenen Gedanken und Verhaltensweisen. Die Darstellung wirkt so abgerückt von den konkreten Erfahrungen, die sie potenziell mit den jeweiligen Aspekten in ihrer Biographie verbindet.

Durch diese Therapiemethode wird sie darin angeleitet, sich jeden Tag anhand dieses disziplinierenden Rasters selbst normierend zu analysieren und so zwischen Gesundheit und Krankheit zu verorten. Ihre Aufmerksamkeit wird durch die Methode der Diary Card auf Kategorisierungen gelenkt, die viel mit Konstruktionen von psychischer Auffälligkeit und mit der individuellen Abweichung von einer imaginären Norm zu tun haben. Sie selbst identifiziert sich mit der Diagnose Borderline, die mit dieser Therapieform verbunden ist. Mit der Methode, die als Selbst-

technik gefasst werden kann, wird sie jeden Tag angeleitet, sich unter dieser Brille von Borderline selbst zu betrachten und zu analysieren. Hinsichtlich der weiteren Verwendung der Ergebnisse der Methode in der Therapie zeigt sie sich unzufrieden:

und sie fragt eigentlich jede Stunde immer nur das ab (.) und das ist es gewesen (.) //mhm/// (.) und dann muss ich sagen ja, also ich (.) das kann ich eigentlich auch meiner Freundin erzählen aber (.) //mhm/// irgendwie (1) hilft=es mir nicht, (.) wirklich (.) jedes Mal immer die gleichen (.) //mhm/// (.) Fragen (.) //mhm/// irgendwie sie ist so eingefahren ich habe das Gefühl so nach sieben Jahren, (.) //aha/// (.) ist wie eine Beziehung tut sich auch festfahren und dann (1) ja ich weiß nicht ob es vielleicht eben besser ist wenn ich mal zu jemandem anderem gehe weil der vielleicht dann ganz einen andren Blickwinkel hat, (.) //aha/// und vielleicht noch Ideen oder so (.) //aha (.) aha//(.) ja und dann habe noch eine Psychiatriespitex im Moment; (1) aber mit der habe ich es auch nicht gut im Moment ((leichtes Lachen)) (643-652)

Hier wird deutlich, dass sie die Therapeutin und damit verbunden die Therapie unzufriedenstellend findet und sie sich dort in einem immer gleich währenden Ablauf sieht, der ihr keine neuen Perspektiven mehr bringt. Dabei scheint sie die Beziehung mit der Therapeutin mit einer eingefahrenen Liebesbeziehung zu vergleichen und denkt im Moment darüber nach, die »Beziehung« zur Therapeutin nach sieben Jahren zu beenden. Im Vergleich der Kommunikation mit der Therapeutin zu der Kommunikation mit einer Freundin stellt sie den professionellen Teil der Beziehung stark infrage. Gleichzeitig scheint aber die Beziehung zu der Therapeutin durchaus eine Konstante in ihrem Leben zu sein, welches ansonsten stark von Diskontinuitäten geprägt ist. Eng verbunden mit der Beziehung zu ihrer Therapeutin ist die tägliche Anwendung der Methode der Diary Card. In der Distanzierung von der Therapeutin wird daher auch eine Distanzierung von der Methode sichtbar, die ihr keine neuen Perspektiven mehr ermögliche.

Abschließend führt sie in der Sequenz noch als weitere Begleitung eine ambulante Form von Therapie an, die sie nutzt, und bei der sie zu Hause besucht wird. Auch hier fokussiert sie auf die Beziehung zur Therapeutin, mit der sie »es auch nicht gut im Moment« habe. Die Therapie kann mit Bezug auf Hahn (vgl. Hahn 2000, S. 100) als Biographiegenerator bezeichnet werden. Die Biographin zeichnet hier ein Netz aus Beziehungen zu Therapeut*innen und beschreibt ihre Behandlung als immer gleichförmige Form der Selbstbeobachtung und der Berichterstattung bei der Therapeutin. Auffallend ist dabei, dass sie in Bezug auf die Diagnose diese zur Selbstbeschreibung nutzt und durch die Therapieform Diary Card auch dazu angehalten ist, sich jeden Tag als ein Borderline-Subjekt zu beobachten und zu analysieren. Damit wird sie angeleitet, sich täglich auf eine strukturierte Art und Weise selbst zu beobachten unter defizitorientierten und als negativ bewerteten

Aspekten. Die Sprache, in der sie hier die Aspekte für die Beobachtung wieder gibt, macht eine Übernahme von professionellem Sprachjargon sichtbar.

Weiterhin zeigt sich hier, dass sie sich reflexiv mit der Therapie beschäftigt. Dabei eignet sie sich das therapeutische Wissen über sich selbst an und verwendet damit auch die darin eingelagerte Perspektive auf ihre Borderline-Diagnose als Grundlage für eigentheoretische Perspektiven auf sich selbst. Weiterhin distanziert sie sich auch von der Therapie und reflektiert deren Sinnhaftigkeit. Damit scheint sie sich insgesamt selbst mit den ›Augen‹ von Therapeut*innen und deren Wissensbeständen zu betrachten und sich auch mit der Frage nach der Wirksamkeit der Unterstützung durch diese zu beschäftigen.

Auseinandersetzung mit Diagnosen im Nachfrageteil – »Nein nein (.) nein nein das habe ich nicht (.) nein nein (.)«

I: Und was heißt das aber dann (1) was (2) heißt das für Sie diese (.) Krankheit (.) haben Sie=es genannt oder w:::as würden Sie sagen (.) was (2) ja (2) wie ist das (.) für Sie: (1) C: Am Anfang habe ich sie gar nicht akzeptieren können (.) //mmh/// (.) also:: (2) irgendwann habe ich gefunden nein nein (.) nein nein das habe ich nicht (.) nein nein (.) //ja/// (1) und all:- (.) also immer wie mehr je länger, (3) ja, (2) habe ich gemerkt das bringt mir nichts wenn ich mich dagegen (.) //aha/// (.) sträube weil (.) es ist nun mal so und (1) //aha/// eben das hat dann auch mit dem Prozess von der Therapie halt dann auch zu tun gehabt wo ich (.) so radikale Akzeptanz gelernt habe:: so Sachen annehmen wo man (.) nicht ändern kann (.) //aha/// (.) ja, (.) also (1) //aha/// (1) hm (.) jetzt gebe ich=es (.) also (1) gewisse sagen man kann=es heilen gewisse sagen es begleitet einen das Leben lang, (.) //mmh/// (.) ähm (.) am besten ist eben man lernt einfach damit umzugehen (.) //mmh (.) mmh/// (.) ja, (.) (810-822)

Hier fragt die Interviewerin nach einer Einschätzung der Erzählerin, wie es für sie ist mit der Diagnose Borderline, und nutzt bezugnehmend zur Sprechweise von Celina Schweizer den Begriff der »Krankheit«. Zu erwarten ist zu dieser Art der Nachfrage eine eigentheoretische Erklärung und weniger eine Erzählung. Mit der Wortwahl der Krankheit wird hier von der Interviewerin bereits eine Differenzlinie aufgegriffen, entlang derer Unterscheidungen getroffen werden zwischen ›gesund‹ und ›krank‹. In der Antwort stellt die Erzählerin einen Prozess dar, der vom Widerstand bis hin zur »radikale[n] Akzeptanz« gehe, die sie im Rahmen der Therapie gelernt habe. Ihren Widerstand drückt sie durch die mehrmalige Wiederholung von »nein« aus, was wie ein Anreden gegen die Macht der Diagnose erscheint, die sie damit zunächst nicht auf sich anwendet. Der Begriff der »radikalen Akzeptanz«, den sie aus der therapeutischen Redeweise übernimmt, markiert einen Punkt in ihrer Beschäftigung mit der Diagnose, in dem sie diese dann doch als gültig für sich annimmt. Gegenstand der Therapie ist es aus ihrer Sicht, die Diagnose und

damit verbundene Aspekte von sich selbst als etwas zu akzeptieren, was nicht veränderbar ist und mit dem man einen Umgang finden muss. Dieser Prozess und auch die Beschäftigung mit Protagonist*innen in Filmen, die die gleiche Diagnose haben, führen dazu, dass sie ihren anfänglichen Widerstand dagegen aufgibt:

I: Und Sie können sich quasi in de:m(.) so wiederfinden auch(.) ///mmh ((bejahend))/// ja(.) jetzt und können sagen

C: Also es gibt ja auch viele Filme(.) darüber und so und ich kann mich eigentlich (1) immer wenn eine Person so erzählt von sich oder so kann ich mich eigentlich(.) finde ich mich gerade wieder (1) dann eben dann habe ich dann schon auch überlegt ja (aber) dann könnte es ja doch stimmen ((leicht lachend))(.) ja/// aja(.) aha(.) aha/// (1) also ich habe sonst noch Nebendiagnosen wo (2) mit die kann ich eben immer noch nicht akzeptieren aber(.) ///mmh///(.) ja die posttraumatischen Belastungsstörungen weiß ich auch nicht ob ich das wirklich habe(.) ///aha/// aber (2) ///aha///(.) ja, (1) ///mmh/// (2) ja (1) (823-831)

Hier beschreibt sie, dass sie sich mit dem, was Personen über sich erzählen, die ebenfalls mit der Diagnose Borderline markiert sind, identifizieren kann. Interessant ist dabei, dass sie sich nicht mit anderen Menschen direkt verbindet, sondern sich mit Protagonist*innen in Filmen beschäftigt. Ihr erscheint die Diagnose hilfreich, um sich selbst besser zu verstehen. Anschließend räumt sie noch ein, dass sie weitere Nebendiagnosen habe, die sie nicht »akzeptieren« könne. So sei sie in Bezug auf die Diagnose der »posttraumatischen Belastungsstörungen« nicht sicher, ob sie diese habe.

In dieser Darstellung ihrer Aneignungs- und Umgangsweisen mit den Diagnosen wird deutlich, dass Celina Schweizer auswählt, was aus ihrer Sicht für die Selbstreflexion weiterführend erscheint, um sich selbst besser verstehen zu können. Sie nutzt das angebotene Erklärungspotenzial, um Aspekte von sich, die sie hier abstrakt als »Sachen« fasst, in Zusammenhang mit der Diagnose zu bringen, die Ursache für diese »Sachen« in der Krankheit zu sehen und diese dann zu »akzeptieren«. So gesehen helfen ihr die Diagnosen dabei, Teile ihres Lebens zu ent-individualisieren und in Bezug zu einer Krankheit zu setzen, die viele andere Menschen mit ihr teilen.

Distanziertes Reden über Diagnose – »Ja man lernt Achtsamkeit auf sich selber«

also ich habe heute noch einen Ordner daheim, (2) nur schaffe ich es nicht immer hineinzuschauen,(.) ///aha/// (2) ja man lernt dann äh: Sachen: (1) wie zum Beispiel(.) was kann ich anders machen als mich selber verletzen, also was für eine Tätigkeit(.) lenkt mich ab davon, ///mmh/// (2) ähm (1) ja, man lernt Achtsamkeit auf sich selber,(.) ///mmh///(.) einfach sich selber wieder zu spüren weil oft(.) verletzen sich ja auch die Leute damit sie

sich spüren und damit sie keinen Druck mehr haben, (.) //mmh/// (.) oder wie kann ich anders den Druck abbauen dass es gar nicht erst soweit kommt, (.) //mmh/// (2) ja dann lernt man noch frühzeitig Warnzeichen zu erkennen, (.) //mmh/// (1) also so die ersten Zeichen dass man dort schon reagiert und nicht erst wenn=es (1) zu weit oben ist (.) //ja/// (3) ja: (1) (800-809)

Eine weitere Dimension der therapeutischen Auseinandersetzung war, dass sie einen Material-Ordner zur Diagnose Borderline bekam, um »Achtsamkeit auf sich selber« zu haben und Umgangsweisen mit der Krankheit zu erlernen. Ihrer Sprechweise hier zeigt, dass sie einerseits ein Beispiel von sich anbringt, das gleichzeitig generalisiert wirkt (»was kann ich anders machen als mich selber verletzen«), und dass sie andererseits dieses Verhalten distanziert und verallgemeinerbar erklärt (»weil oft (.) verletzen sich ja auch die Leute damit sie sich spüren und damit sie keinen Druck mehr haben«). Somit eröffnet ihr die Diagnose auch die Möglichkeit, sich selbst mit Erklärungsmodellen zu betrachten und auf eine distanzierte Art darüber zu reden. Außerdem kann sie sich offenbar dadurch auch zu anderen Menschen mit der gleichen Diagnose in Verbindung setzen und ihre Erfahrungen so an eine imaginäre Gruppe anbinden.

In der Haupterzählung knüpft Celina Schweizer, nachdem sie auf ihre Psychiatrieaufenthalte eingegangen ist, wieder an den Erzählstrang ihrer beruflichen Übergänge an.

Wiedereinstieg in den Beruf – »Dann habe ich im Spi- (.) also im Spital [...] wieder angefangen einzusteigen zu arbeiten«

(2) ja, (1) und dann habe ich im Spi- (.) also im Spital in [Großstadt A], //mmh/// im: (.) Tagespflegeheim Sonnenhalde für ältere Menschen habe ich dann (.) //mmh/// wieder angefangen einzusteigen zu arbeiten, weil ich ja //mmh/// dann (.) doch ein und halb Jahr nicht gearbeitet habe, (.) //mmh/// (1) begleitet durch die IV, (.) //mmh/// (2) ähm (7) bin dort ein Jahr (.) und (.) einen Monat gewesen, also man hat dann auch abgeklärt kann ich wieder in meinen Beruf zurück wo ich gelernt habe oder muss man etwas anderes (2) lernen oder (.) //mmh mmh/// (.) oder braucht es überhaupt eine Rente oder //mmh/// (.) wie auch immer, //mmh/// (1) (30; 215-222)

Der Übergang in die Arbeit wird von ihr als Neuanfang verstanden, und sie hat »*angefangen einzusteigen zu arbeiten*«. Sie führt eine Begründung für diesen Wiedereinstieg ein, da sie während der verschiedenen Aufenthalte in Psychiatrie und Tagesklinik während eineinhalb Jahren nicht gearbeitet habe. Der Neuanfang wird von der Invalidenversicherung (IV) begleitet, und damit kommt nochmals eine weitere Hilfeeinrichtung ins Spiel.

In Bezug auf ihre unterschiedlichen institutionellen Kontakte wiederholt sich erneut, dass Expert*innen ihre Lage begutachten (»*man hat dann auch abgeklärt*«). Hier stellt sie den Prozess der Begutachtung als Vorgang dar, bei dem die Entscheidungsträger*innen unsichtbar sind und unter dem institutionellen Dach und der damit verbundenen Macht verschwinden. Die Optionen für die Entscheidung umfassen ein Spektrum von: wieder in den erlernten Beruf zurück, etwas Neues lernen, eine IV-Rente beziehen oder »*wie auch immer*« als unbestimmte Erweiterung. Es drückt sich in ihrer Darstellung der ersten Option (»*kann ich wieder in meinen Beruf zurück*«) – die höchste Präferenz aus. Dies wird auch sprachlich verstärkt durch die Formulierung »*ich*«. Ihre Präferenz nimmt in der weiteren Aufzählung ab, was auch durch den damit verbundenen Ausdruck von Zwang deutlich wird (»*muss man etwas anderes (2) lernen*«) und der Abhängigkeit einer IV-Rente (»*braucht es überhaupt eine Rente*«). Auch hört sich die Formulierung »*man*« im Unterschied zu »*ich*« weniger persönlich an, sondern eher wie die Aufzählung eines Regelkataloges. Diese Abstufung hat auch mit unterschiedlichen Graden des Verlustes von Normalität zu tun. In der Darstellung ihres Berufseinstieges wurde deutlich, dass sie stark internalisiert hat, sich anzustrengen und ohne eine Finanzierung aus Sozialleistungen auszukommen. Auch hier scheint sie diese Logik zu übernehmen und anstreben, ein leistungsfähiges Arbeitsmarktsubjekt zu sein, das ohne Unterstützung und Hilfsangebote für den eigenen Lebensunterhalt sorgt. Die Optionen, aus denen nun eine Wahl für sie getroffen wird, werden durch die institutionelle Logik der Invalidenversicherung vorgegeben.

Idee für eine Weiterbildung – »Und dann (1) hat mich dort dann die Chefin, (1) auf die Idee gebracht«

(1) und dann (1) hat mich dort dann die Chefin, (1) auf die Idee gebracht gehabt, dass es gibt Aktivierung für ältere Leute, //mmh// (1) und da gibt es eine Weiterbildung wo man machen kann; //mmh mmh// also als Quereinsteiger oder auch wenn man von der Pflege kommt; (1) dann ist das mit der IV besprochen worden sie haben dann nach langem, (1) Wenn und Aber haben sie es dann bestätigt //ja// sie zahlen mir die Weiterbildung, (.) //ja// (2) (31; 222-227)

Hier rückt nun die Institution der IV zunächst in den Hintergrund, und Celina Schweizer beschreibt, wie sie durch den Impuls ihrer Chefin die Idee für eine Weiterbildung zur Aktivierung von älteren Menschen bekommt. Sie wird in dieser Interaktion im Unterschied zur vorigen Sequenz wieder deutlicher sichtbar als Akteurin. Der Begriff Weiterbildung hat eine positive Konnotation, da es sich um eine Form der Qualifizierung handelt, die zusätzlich zur bestehenden Qualifikation erworben wird und potenziell die eigenen Kompetenzen erhöht. Der Begriff »*Quereinsteiger*« hingegen, den sie ebenfalls nutzt, bringt stärker eine neue Quali-

fikation zum Ausdruck, die erworben wird und bei der ihr der Beruf als Pflegeassistentin dazu verhilft, sich dafür anzumelden. Schließlich nimmt sie Kontakt auf zur Invalidenversicherung auf, die offensichtlich das Vorhaben der Weiterbildung finanziell unterstützen soll. Im Kontakt mit der Institution fühlt sie sich als Akteurin allerdings wieder in den Hintergrund gedrängt. Das Gespräch beschreibt sie mit der passiven Formulierung »*dann ist das mit der IV besprochen worden*«. In ihrer Darstellung werden keine Personen sichtbar, sondern nur die personifiziert wirkende »IV«. Nach einem längeren Entscheidungsprozess finanziert diese die Weiterbildung.

Neben dem System der Jugendhilfe und der Psychiatrie zeigt sich auch im Kontakt mit der IV, dass dort ihre Handlungsfähigkeit eingeschränkt wird und sie sich abhängig fühlt von deren Entscheidungsprozessen, die nicht transparent und nachvollziehbar erscheinen. Diese dominante Strukturierung durch das Hilfesystem, das sie der institutionellen Logik unterwirft, zieht sich durch die gesamte Biographie und wird immer aufs Neue aktualisiert. Diese Erfahrung bringt mit sich, dass die Biographin sich den Institutionen ausgesetzt fühlt. Beachtlich ist dabei, dass sie aber nach Abbrüchen immer aufs Neue erfolgreich Hilfe sucht. Sie bewertet diese Erfahrungen als ungerecht durch die Art, wie sie diese einführt und kommentiert. In den Wiederholungen ähnlicher Erfahrungen mit Institutionen wird sie dabei stets aufs Neue darin bestätigt, dass ihr Unrecht widerfährt.

Absolvieren der Ausbildung – »Bin jetzt eigentlich dran seit letztem Mai«

äh::m (2) bin jetzt eigentlich dran seit letztem Mai, (.) //aha (.) aha///(.) habe dann:: (2) zweitausendzwölf, nach dem Zauberberg, (1) habe ich dann müssen ein externes Praktikum, (.) suchen, (.) //mmh/// um einfach wirklich den Einblick zu kriegen: in den Beruf und //ja/// ob das wirklich das ist was ich will, (2) äh: ja dann im Haus Halde in [Großstadt A] im Altersheim, (.) //mmh/// es hat mir sehr gut gefallen, (.) //mmh/// wäre gerne geblieben, (1) und dann habe ich mir einen Platz suchen müssen, (2) in einem Altersheim wo ich die Weiterbildung machen kann; (.) //mmh/// (31: 227-234)

In dieser Sequenz nimmt die Biographin Bezug zur Gegenwart und zum Zeitpunkt des Interviews mit der Beschreibung ihrer Weiterbildung, die sie seit Mai macht. Nach der Bezugnahme auf die Gegenwart geht sie in der Erzählung wieder zurück, knüpft an die vorige Sequenz an und beschreibt als Anforderung in Zusammenhang mit der Weiterbildung, dass sie zunächst ein Praktikum suchen musste, um die Tätigkeit kennenzulernen. Hier bezeichnet sie die Weiterbildung als »*Beruf*«. Beide Begriffe sind positiv konnotiert, was als Strategie der Normalisierung in Bezug auf die von der IV finanzierten Maßnahme interpretiert werden kann. Indem sie zudem die erforderliche Umschulung als eine Idee darstellt, auf die sie mit der Hilfe ihrer Chefin gekommen sei, zeichnet sie ein Bild, in dem sie sich aktiv

für etwas einsetzt und die abklärende Rolle der IV in den Hintergrund rückt. Auf was sich die IV-Abklärung bezog und welche Perspektiven sie in ihrer beruflichen Erstausbildung als Pflegeassistentin für sich noch sah, führt sie nicht weiter aus.

In Bezug auf ihr Praktikum sticht dessen positive Bewertung ohne Einschränkung (»es hat mir sehr gut gefallen«) aus dem Interview heraus, das eher von negativen Erfahrungen dominiert ist. Diese Phase währt aber nicht lange, da sie in dem Haus Halde nicht bleiben kann und ihr dadurch erneut verwehrt wird, in für sie positiven Kontexten bleiben zu können. Dies kann als Erzählstrategie verstanden werden, die schon mehrfach in ihrer Biographie erkennbar wurde: Sie markiert schöne Bereiche in ihrer Erzählung, welche allerdings immer nur von kurzer Dauer sind. Nach schönen Erfahrungen wie bspw. dem Urlaub mit der Großmutter in ihrer Kindheit folgen Krisen oder Abbrüche, und sie muss aufs Neue mit schweren Bedingungen und Kontexten kämpfen. So muss sie also hier auch wieder einen Ort suchen, an dem sie die Ausbildung absolvieren kann:

(1) ja (.) und jetzt bin ich im Alterszentrum am Tor in [Gemeinde B] (1) ///mmh/// (1) ja (.) seit letztem Mai, (1) bin an dieser Weiterbildung dran, //ja (.) ja/// (3) ja; (.) also ich weiß dass ich nie in diesem Haus bleiben werde also (.) es passt mir im Moment gar nicht (.) ///mmh/// (1) ja, (.) einer Mitarbeiterin ist noch gekündigt worden und (2) ///mmh/// (3) °ja, °(6) mmh (2) (31; 234-238)

Hier knüpft Celina Schweizer nun in der Gegenwart an mit ihrer aktuellen beruflichen Station. Im Moment ist sie im »Alterszentrum am Tor« und macht seit letztem Mai die Weiterbildung. Resümierend konstatiert sie, dass sie in dieser Einrichtung nicht bleiben wolle, und begründet das damit, dass es ihr dort nicht gefalle und u. a. das Klima für Mitarbeitende nicht angenehm sei. In dieser Sequenz zeigt sich, dass die Biographie von Celina Schweizer in einem Moment entworfen wird, in dem sie beruflich im Umbruch und mit der Situation insgesamt nicht zufrieden ist. Ob sich die Unzufriedenheit auch auf die Weiterbildung bezieht oder nur auf den Ausbildungsplatz, bleibt unklar.

Koda – »Ja habe sehr viel (.) Selbstzweifel mit mir«

(2) und dann, ja (.) also ich bin jetzt noch bis Ende Jahr dort und dann muss ich mir einen Job suchen (.) ///mmh/// (1) ob ich dann wirklich auf diesem Beruf bleibe ((leicht lachend)) weiß ich nicht (1) ///mmh/// (1) ja habe sehr viel (.) Selbstzweifel mit mir ((leicht lachend)) (1) ja (3) //°mmh°/// (3) mmh (3) ja und jetzt bin ich da ((leichtes Lachen)) (.) ///mmh/// (5) //°mmh°/// (6) (32; 238-243)

Im Zentrum ihrer Koda der Erzählung steht eine Bilanzierung in Bezug auf ihre beruflichen Pläne. Als resümierendes Motto zu ihrer Geschichte formuliert die Erzählerin: »(1) ja habe sehr viel (.) Selbstzweifel mit mir ((leicht lachend))«. Diese Selbst-

zweifel stehen auch in Bezug zu ihrer beruflichen Zukunft, weil sie nicht weiß, ob sie nach Abschluss ihres neuen Berufs auch darin arbeiten will. In der Koda zeigt sich, dass Celina Schweizer ihre gesamte Biographie aus einer zweifelnden Position heraus konstruiert hat, mit der sie aktuell auf ihr Leben und in die Zukunft schaut. Mit dem Ende scheint durch, dass sie das Gespräch mit der Interviewerin als Möglichkeitsraum nutzt, sich stark reflexiv mit der eigenen Biographie, ihren Erfahrungen und dem aus ihrer Sicht damit verbundenen Unrecht auseinanderzusetzen. So kann die Biographie auch als eine Form der Präsentation in einem pädagogisch-therapeutischen Setting interpretiert werden, in dem es darum geht, sich reflexiv auf der Grundlage einer Folie von Normalität und Abweichung mit sich selbst zu beschäftigen. Die »Selbstzweifel«, die sie abschließend ins Zentrum rückt, zeigen, dass in Bezug auf die Zukunft ihr Ringen um Normalität und Zugehörigkeit nicht abgeschlossen ist und in ihrem Leben nach wie vor viele Fragen offen sind, wobei sie stark auf den Bereich Beruf fokussiert. Am Ende ihrer biographischen Erzählung fällt auf, dass sie ihre Zukunft ohne Institutionen oder Therapeut*innen entwirft. So wird sie selbst – trotz der Selbstzweifel – sehr stark als Akteurin ihres Lebens sichtbar. Dies stellt vor dem Hintergrund der in ihrer Erzählung so dominanten Abhängigkeit von anderen einen Paradigmenwechsel dar.

Resümee Übergänge nach der Jugendhilfe

In ihrem Erleben widerfahren Celina Schweizer immer wieder krisenhafte Ereignisse verbunden mit Ungerechtigkeiten, die zu einer weiteren Krise führen. Sie entwickelt wiederholt Lösungen für die Krisen und Ausschlüsse bis zum nächsten Ereignis, das ihr fremdbestimmt widerfährt. So dominieren in der Darstellung Gefühle der Abhängigkeit, des Nicht-gebraucht-Werdens verbunden mit Adressierungen des Nicht-passend-Seins. Auch in Bezug auf ihren Körper zeigt sich dies als dominante Erfahrung. Sie ist immer wieder mit Ereignissen konfrontiert, wie z. B. ihrem geplatzten Blinddarm oder ihren Operationen am Fuß, die sie überwältigen und ihr Leben beeinflussen und auf die sie nur reagieren kann.

Celina Schweizer stellt wiederholt Personen und institutionelle Settings dar, die ihrer verantwortlichen Rolle ihr gegenüber nicht gerecht werden und die sie als ›Täter*innen-Figuren für das verantwortlich macht, was ihr an Ungerechtigkeit widerfährt. Die Personen werden so zu Ereignisträger*innen (vgl. Schütze 1984, S. 79), die ihr Unrecht zufügen. Interessant ist dabei, dass sich dieses Muster in ihrer Darstellung wiederholt: angefangen bei ihren Eltern, die sie zur Großmutter ›abschieben‹, über die Institutionen der Jugendhilfe, die sie immer wieder entlassen wollen und ihren Hilfebedarf nicht ernst zu nehmen scheinen, bis hin zur Erfahrung mit dem Jobcoach, der ihr in Bezug auf ihre Fußoperationen Vorsatz vorwirft, sodass sie in der Folge ihren Job verliert. Gemeinsam ist diesen Erfah-

rungen, als Subjekt nicht anerkannt zu werden, immer wieder von anderen zum Objekt gemacht zu werden, nicht zu passen und nicht gesehen zu werden.

Führt sie zu Beginn ihrer Erzählung noch als Begründung an, dass sie als ›zu ruhig‹ adressiert werde und kein Vertrauen zu Erwachsenen habe, scheinen in den späteren Abbrüchen andere Begründungen angeführt zu werden für die Beendigung von Unterstützungssettings und Arbeitsverhältnissen. Verbindend ist aber, dass sie seitens der Institutionen als nicht passend markiert wird. Ihrerseits zeigt sich hingegen, dass sie indirekt die Entscheidungen der Institutionen hinterfragt und kritisiert. Auch in ihren beruflichen Übergängen wiederholen sich Erfahrungen des Ausschlusses und Adressierungen als nicht normal.

6.8 Fazit Fall Celina Schweizer – Wechselspiel aus Abbrüchen und Widerstand

In Bezug auf die Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen ist in der Biographie von Celina Schweizer insbesondere ihre problemorientierte Art der Darstellung auffällig. Im Unterschied zu den anderen Biographien im Sample, bei denen Strategien sichtbar werden, mit denen die Biograph*innen Normalität für Bereiche in ihrem Leben in Anspruch nehmen, konzipiert Celina Schweizer ihre Geschichte hingegen als ›sad story‹. Es wird deutlich, dass ihr an vielen Punkten eine selbstverständliche Teilhabe an Normalität verwehrt bleibt. Eng verbunden mit der Darstellungsform als ›sad story‹ ist eine Einteilung in Phasen unterschiedlicher institutioneller Hilfen, die ihre Biographie rahmen, strukturieren, aber auch dominieren, in denen sie aber anstelle von Hilfe vielmehr Ausschluss erfährt. Diese starke Problemorientierung des Falles macht Celina Schweizer zu einem Kontrastfall im Sample, da sie sehr stark auf die ent-normalisierenden Erfahrungen und Bereiche in ihrer biographischen Erzählung fokussiert. Im Vergleich mit den anderen Fällen im Sample unternimmt sie kaum Anstrengungen, ihre Geschichte zu normalisieren. Bei ihr scheinen die Erfahrungen von problemorientierten Adressierungen auch mit einer problemorientierten Darstellungsform einherzugehen. Wird in den anderen Fällen bspw. als Strategie ein ent-dramatisierendes Sprechen (bspw. Elif Yıldız Kap. 5.10) herausgearbeitet, ist im Fall von Celina Schweizer durch die Problemfokussierung eher eine dramatisierende, problematisierende Konstruktion der Biographie zu konstatieren. Gleichzeitig kann die problemorientierte Darstellungsform auch als ein Modus verstanden werden, der ihr Handlungsmacht verleiht.

Als roter Faden durch die Biographie ziehen sich Erfahrungen von Ausschluss und damit verbundene Adressierungen, die Celina Schweizer als abweichend von Normalität und als problematisch markieren. Diese Ausschlusserfahrungen macht sie in ihrer Familie, im Kindergarten, in der Schule, im Hilfesystem der Jugendhil-

fe und der Psychiatrie sowie auch in ihrer beruflichen Biographie und im System der Invalidenversicherung (IV). Zudem ist ihre Biographie von unterschiedlichen Phasen in verschiedenen Hilfesystemen und Institutionen sowie durch berufliche Übergänge strukturiert. Es gibt nur kurze Phasen, in denen sie nicht mit einer Institution in Kontakt ist. Interessanterweise erfährt sie in den unterschiedlichen Institutionen übergreifend als Adressierung, dass sie nicht passend sei für das Angebot und ihr daher ein Ausschluss droht bzw. dieser auch vollzogen wird. Ihre biographische Erzählung kann vor diesem Hintergrund als Form der Legitimierung verstanden werden, in der sie versucht, ihren Hilfebedarf zu rechtfertigen.

Unterschiedliche Formen der Hilfen aus Kinder- und Jugendhilfe, Drogenberatung, ambulanten und stationären Formen der Psychiatrie, dem Übergangssystem, der Invalidenversicherung sowie Einrichtungen im Gesundheitssystem nehmen eine zentrale Bedeutung in der biographischen Konstruktion ein. Vor diesem Hintergrund kann die Biographie von Celina Schweizer als ›Hilfebiographie‹ gelesen werden. So wird ihre Biographie strukturiert durch Ein- und Austritte und damit verbundene Erfahrungen des Ausschlusses und der im institutionellen Kontext hervorgebrachten Problemkonstruktionen. Im Hilfesystem wird Wissen über sie als Subjekt generiert, das subjektivierend wirkt und sie als problematisch markiert. Auch wenn sie sich teilweise gegen die Adressierungen wehrt, wird sie als ein Subjekt hervorgebracht, das hegemonialen Normalitätsvorstellungen in Bezug auf Körper, psychische Gesundheit oder Arbeitsmarktfähigkeit nicht entspricht, gleichzeitig aber in den gesellschaftlich hierfür vorgesehenen Institutionen der Problembearbeitung als unpassend markiert wird. In ihrer biographischen Reflexion wird sichtbar, dass sie diese Erfahrungen als ungerecht interpretiert. Der Eindruck entsteht, dass sie den institutionellen Anforderungen an Subjekte, die Hilfe in Anspruch nehmen, nicht genügt und wiederkehrend Ausschluss erfährt. Allerdings scheint es sich ihrer biographischen Reflexion in Teilen zu entziehen, welche Prozesse hierbei ablaufen und was in den Interaktionen mit den Institutionen zum Abbruch führt. So wirken die »Passungserwartungen« (Hanses 2018, S. 384) der unterschiedlichen Institutionen nicht vereinbar mit der Nutzung der Angebote durch Celina Schweizer.

In der Biographieforschung werden Begriffe wie »Bildungsbiographie« (bspw. Dausien 2017) oder »Sprachbiographie« (Thoma 2018) herangezogen, um den Blick auf die biographischen Aneignungsprozesse und Verläufe in Bezug auf Bildung, Sprache oder Beruf im Lebensverlauf und damit verbundene Positionierungen und Erfahrungen zu untersuchen. Der Begriff der ›Hilfebiographie‹ soll analog die enge Verknüpfung der biographischen Konstruktionen von Celina Schweizer mit den Institutionen aus dem Unterstützungssystem, die ihren Lebenslauf flankieren, fokussieren. Der Begriff scheint in der biographischen Erzählung von Celina Schweizer angemessen, da Institutionen des Unterstützungssystems eine zentrale Rolle in ihrer Biographie einnehmen und ihr Alltag sehr stark institutionell durchdrun-

gen ist. Celina Schweizer wirkt gefangen in einem Wechselspiel und Kreislauf aus Übergängen zwischen institutionellen Arrangements, Ausschlüssen daraus bzw. Adressierungen als unpassend oder ohne passenden Hilfebedarf sowie Widerstand dagegen. Ihre Perspektive auf die Erfahrungen ist, dass sie nicht bekommt, was ihr zustehen würde. Dies fängt bereits in ihrer Kindheit an, als sie sich von ihren Eltern aus dem Familienzusammenhang ausgeschlossen fühlt. Dieser Ablauf zeigt sich als ein Muster in ihrer Biographie, die wie ein Kampf um Anerkennung im Unterstützungssystem erscheint. Kennzeichnend für ihre Hilfebiographie ist aus ihrer Sicht eine institutionelle Verweigerung, sie zu unterstützen und ihre Bedürfnisse anzuerkennen.

In der Folge wird die Biographin durch die Institutionen des Unterstützungssystems als ›problematisch‹ markiert. Als kognitive Figur (vgl. Schütze 1984, S. 79) zeigt sich, dass die Biographenträgerin an vielen Punkten nicht die ist, die die Ereignisse steuert und strukturiert. Vielmehr spielen hier Institutionen, ihre Eltern oder unerwartete körperliche Ereignisse wie der Tod ihrer Großmutter, ihr Blinddarmdurchbruch oder die Fußoperationen eine tragende Rolle. So erscheint sie über weite Strecken in ihrer Biographie den Ereignissen ausgesetzt, und sie reagiert nur darauf. In ihrer Darstellung stehen einerseits ihre Erfahrungen von Abbrüchen im Zentrum, andererseits ihre Reaktionen darauf. Personen, die sie in die Biographie einführt, haben hierbei insbesondere die Funktion von Ereignisträger*innen (vgl. ebd.), die Dinge auslösen, auf die sie dann reagieren muss. Als Konsequenz wirkt Celina Schweizer einsam und auf sich alleine gestellt, obwohl sie gleichzeitig viel mit dem Unterstützungssystem zu tun hat.

Im Prozess ihrer Biographie eignet Celina Schweizer sich die institutionellen Erfahrungen zunehmend aus der Perspektive des Unterstützungssystems an. So setzt sie sich mit dem Wissen, das im Hilfesystem über sie generiert wird, auseinander. Sie fokussiert zunehmend Wissensbestände hinter Diagnosen, mit denen sie bezeichnet wird, oder sie vergleicht die unterschiedlichen Ansätze von Institutionen, die sie besucht. In der Folge unterwirft sie sich nicht ihrer Positionierung als unterstützungsbedürftige Adressat*in, sondern bewertet und vergleicht ihre Erfahrungen mit institutionellen Praxen der Bearbeitung ihrer Probleme und versucht, die dahinter liegenden fachlichen Ideen der Professionellen zu identifizieren. Dabei wirkt aber das dort hervorgebrachte Wissen über sich selbst teils abstrakt, wie in Bezug auf die Methode der Diary Card sichtbar wird. Sie wendet die Diagnosen und Problemkonstruktionen, die in diesem Kontext entstanden sind, zum Teil zur Selbstbeschreibung an. Gleichzeitig bricht sich aber diese Unterwerfung mit ihrer expertokratisch wirkenden Perspektive auf sich selbst und den Erläuterungen zu der Krankheit oder den konzeptionellen Überlegungen hinter verschiedenen Therapiemethoden oder institutionellen Settings. In diesem Sinne überschreitet sie die Rolle einer rein passiven Adressat*in, die mit einer Diagnose adressiert wird. Dies ist eine widerständige Form der Aneignung von Unterstüt-

zung und auch eine Form des Widerstandes gegenüber der Dominanz des Hilfesystems in der Flankierung ihrer Biographie. Dabei wird eine Ambivalenz deutlich zwischen einer großen Abhängigkeit von anderen und einer damit verbundenen Dominanz von problemorientierten, individualisierenden Adressierungen und Widerstand gegen die damit verbundene große Ungerechtigkeit, der sie aus ihrer Sicht ausgesetzt ist.

Die problemorientierten Adressierungen als nicht normal und nicht passend bleiben nicht ohne Folgen für die Biographin. Sie nimmt sich selbst stark unter diesen problemorientierten Perspektiven wahr und konstruiert sich als hilflos. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass sie an dem, was ihr widerfährt/widerfahren ist, Kritik übt. In ihrer Lebensgeschichte nimmt sie eine Skandalisierung ihrer Erfahrungen vor. So markiert sie ›Ereignisträger*innen‹, also ›Täter*innen‹, die etwas mit ihr machen oder in Gang bringen, als ungerecht. Als Folge kann daher ihre biographische Konstruktion einer ›sad story‹ als Strategie verstanden werden, Anerkennung dafür zu bekommen, dass ihr Ungerechtigkeit widerfahren ist. Sie selbst und ihre Involviertheit geraten dadurch in den Hintergrund, sodass die Perspektiven von anderen ihre Biographie dominieren.

Bemerkenswert ist, dass Celina Schweizer trotz der zahlreichen Abbrüche nicht aufzugeben scheint und immer wieder nach einer Alternative sucht. So zeigt sich insbesondere in den Phasen nach Abbrüchen durch Institutionen stets eine hohe Handlungsfähigkeit, in der sie sich um eine neue Hilfe oder neue berufliche Perspektiven bemüht. Allerdings führt sie sich mit ihrer Handlungsfähigkeit immer wieder zurück in institutionelle Abhängigkeiten, wo es ihr offensichtlich nicht gelingt, weiter an ihre Handlungsfähigkeit anzuknüpfen, sondern sich die Ausschlusserfahrungen wiederholen. Gleichzeitig können auch ihre Rebellion in der stationären Jugendhilfe und ihr daran anschließender Drogenkonsum als ein Bruch gelesen werden mit ihrer Inszenierung als Opfer, die sonst sehr stark die biographische Konstruktion dominiert.

Am Ende ihrer Erzählung bleibt offen, ob sich die Abhängigkeit von anderen und vom Hilfesystem fortsetzen wird. Deutlich ist aber an dieser Stelle im Unterschied zur restlichen biographischen Konstruktion, dass sie einerseits zwar Selbstzweifel hat, andererseits aber hinsichtlich der Planungen und Entscheidungen der nächsten Schritte als Akteurin erscheint. Institutionen und Professionelle im Unterstützungsstystem, die bislang ihre Biographie dominierten, rücken in den Hintergrund. Somit eröffnet Celina Schweizer am Ende ihrer Erzählung einen Blick in die Zukunft, in dem sie sich selbst als Akteurin entwirft. Potenziell kann damit auch ein Ende des Kreislaufs der hohen Abhängigkeit von anderen verbunden sein. Damit ist auch offen, ob sie ihre Anstrengungen und ihr Ringen um die Anerkennung von Unterstützungsbedarf beendet und versucht, die nächsten Schritte ihrer beruflichen Zukunft selbst zu steuern.

